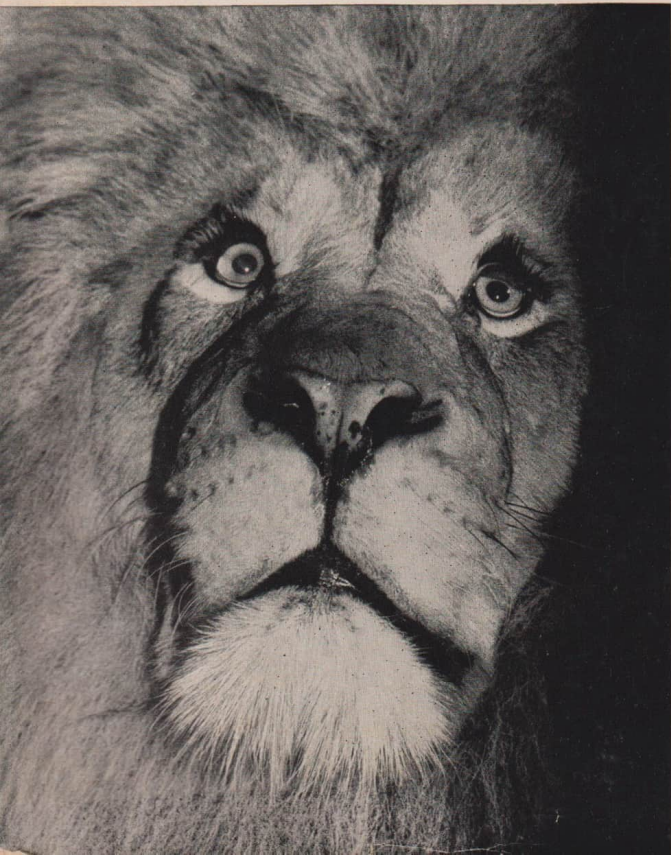


Freundschaft mit Löwen



Der Zoodirektor erzählt

Freundschaft mit Löwen

Z O O L O G I S C H E R G A R T E N D R E S D E N

Der Zoodirektor erzählt

F O L G E 1 4

Mit der vierzehnten Folge erhalten die Mitteilungen aus dem Dresdner Zoologischen Garten, die unter dem Titel „Der Zoodirektor erzählt“ erscheinen, ein neues Gesicht. Format und Seitenzahl wurden vergrößert, damit auch umfassendere Aufsätze veröffentlicht werden können. Die Aufgabe dieser zoologischen Mitteilungen bleibt dabei unverändert. Sie sollen beitragen, eine neue Beziehung zwischen Mensch und Tier zu schaffen, die durch das Wissen um die Lebensvorgänge und Naturgesetze begründet wird. Sie sollen den Besuch eines zoologischen Gartens vorbereiten und ihn erlebnisreicher gestalten. Sie sollen schließlich auch eine echte Liebe zum Tier wecken, die ein wesentlicher Bestandteil der Achtung vor der Natur ist.

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens
der Stadt Dresden

November 1962

FREUNDSCHAFT MIT LÖWEN

Meine erste Begegnung mit Löwen fand, wie das wohl bei allen nicht in Afrika oder Indien lebenden Kindern der Fall ist, im Zoologischen Garten statt. Sie war also ungefährlich und harmlos. Trotzdem mich Gitter von dem „Wüstenkönig“ trennten, beeindruckte mich der Anblick dieser großen Raubkatzen sehr und regte meine kindliche Phantasie an. Ich wünschte mir in Zukunft, wenn Geburtstage und Weihnachtsfeste Anlässe für Geschenke boten, Bücher über Löwen. Von den Großeltern ließ ich mir ein ganzes Löwenrudel aus Lineol- und Elastolintieren schenken. Ich träumte von Löwen, sah mich als Jäger in den Steppen Afrikas auf der Löwenjagd und beschloß schließlich, nachdem ich auch noch dressierte Löwen im Zirkus gesehen hatte, Afrikaforscher, Dompteur oder Zoodirektor zu werden, weil ich glaubte, daß ich in diesen Berufen die Möglichkeit hätte, mit Löwen zu leben. Vorerst erhielt ich von meinem Vater eine Jahreskarte für den Dresdner Zoologischen Garten, den ich nunmehr fast täglich besuchte. Während andere Kinder mit elektrischen Eisenbahnen spielten, Radfahren lernten oder sportliche Wettkämpfe austrugen, spielte ich mit Löwen. Wenn Regen oder Kälte einen Zoobesuch unmöglich machten, baute ich auf dem Küchentisch einen Zentralkäfig auf und dressierte meine Lineollöwen. Ich ließ sie von einem Bauklötzchen zum anderen springen, Pyramiden bauen und Männchen machen. Mich selbst aber sah ich als Dompteur mitten unter ihnen. Wurde in der Weihnachtszeit die Eisenbahn aufgebaut, so transportierte ich mit ihr nur Zirkuslöwen oder vom Tierfänger in Afrika eingefangene Raubtiere. Ich war ein richtiger Löwennarr geworden. Meine Zuneigung zu den gelben Großkatzen wurde noch verstärkt, als mir der Tierpfleger vom Kinderzoo des Dresdner Zoologischen Gartens gestattete, mit den jungen Löwen zu spielen. Diese Vergünstigung erhielt ich, weil er mich als Zoo-Abonnent kannte und von meiner fast krankhaften Liebe zu den Löwen wußte. Ich saß täglich viele Stunden in dem Spielkäfig der kleinen gefleckten Löwenkinder, nahm sie, die sich anfangs fauchend wehrten, auf den Schoß, streichelte sie, schleppte sie umher und empfand mich nunmehr als wirklichen Löwendompteur. Mitunter waren auch Tigerlöwen dabei, denn der Dresdner Zoo besaß zu dieser Zeit einen männlichen Tiger, der sich mit einer Löwin paarte. Diese Verbindung, die in freier Wildbahn nie zustande kommen kann, weil Löwe und Tiger verschiedene Gebiete bewohnen, war fruchtbar. Die Bastarde erregten großes Aufsehen, denn wenn sie erwachsen waren, übertrafen sie an Größe und Gewicht erheblich ihre Eltern. Auf ihrem gelben Fell zeichneten sich verwaschen, aber trotzdem deutlich sichtbar, die Streifen des

Vaters ab. Eine Mähne bildeten sie nicht aus, wohl aber einen verstärkten Backenbart, wie ihn auch der Bengaltiger besitzt. Tigerlöwen waren sehr begehrt. Sie gingen in alle Welt. Auch der Zoologische Garten in Moskau erwarb vom Dresdner Zoo die Bastarde, deren Mutter in den sonnigen Steppen Afrikas geboren worden war, deren Vater aber aus dem Dämmer des indischen Dschungels kam.

Seit dieser Zeit sind dreißig Jahre vergangen. Der Berufswunsch des Sechsjährigen blieb unverändert und wurde erfüllt: ich bin seit zehn Jahren Direktor des Zoologischen Gartens, in dem ich als Kind mit Löwenbabys spielte. Aber auch der zweite Jugendtraum, einmal in das Land des Löwen, nach Ostafrika reisen zu können, ging in Erfüllung. Seit dieser Zeit kenne ich die Löwen auch in freier Wildbahn. In der Steppennacht hörte ich ihr Gebrüll dicht neben meinem Zelt. Ich beobachtete, wie die Bemähnten ihren Schönen den Hof machten und stand mit der Kamera in der Hand keine zwanzig Meter von ihnen entfernt, als sie einen Büffel schlugen. Von ihrem Leben und Sterben in der Wildnis und im Zoo will ich berichten.

Ursprünglich gab es Löwen nicht nur in Afrika südlich der Sahara und in einem Steppengebiet von Saurashtra in Vorderindien, wo sie heute noch zu finden sind, sondern sie waren über das ganze Afrika, aber auch in Südosteuropa, Kleinasien und in Vorderindien weit verbreitet. Reliefs, Wandgemälde und Hieroglyphen berichten, daß die Pharaonen des alten Ägypten mit ihren Streitwagen auf Löwenjagd gingen. Der Löwe ist also in Ägypten erst in geschichtlicher Zeit ausgestorben. Deshalb ist es auch verständlich, daß er in der Mythologie des alten Ägypten eine große Rolle spielt. Um ihre unbesiegbare Kraft und Herrschermacht darzustellen, ließen die Pharaonen auf Steinbildnissen ihren Kopf auf den Körper eines Löwen setzen. Der Übergang vom Menschenkopf zum Hals des Raubtieres wurde durch das Königskopftuch verdeckt oder das Gesicht in die Löwenmähne eingefügt, wie das bei der Tanissphinx geschah. Zweifellos verfehlten diese Bildwerke ihre Wirkung nicht, denn der Löwe wurde von den ägyptischen Bauern gefürchtet, geschah es doch nicht selten, daß die Löwen sich aus den Herden der Haustiere ihre Beute holten. Als die Steppen im Osten des Nils sich immer mehr in Wüsten verwandelten und als Folge davon auch der Wildbestand zusehends abnahm, werden die großen Raubkatzen sich sogar vordringend von Haustieren ernährt haben. Wahrscheinlich hat dann auch die Zahl der menschenfressenden Löwen wesentlich zugenommen. Sachmet, die altägyptische Göttin des Krieges, trug auf einem mädchenhaften Körper den Kopf eines Löwen. Die meisten ihrer Plastiken wurden in Karnak gefunden, wo der Pharaon Amenophis III. hunderte solcher Skulpturen aus Granit im Muttempel aufstellen ließ. Die alten Überlieferungen berichten, daß die Mähne der Sachmet von Feuer raucht, ihr Rücken die Farbe des Blutes trägt, ihr Antlitz wie die Sonne glänzt und ihre Augen glühen. Wenn sie mit ihrem Schweife schlägt, ist die Wüste in Staub gehüllt.

Im Tempel der Sachmet sind sogar zahme Löwen gehalten worden. Später trat an ihre Stelle die bedeutend kleinere und harmlosere Falbkatze. Aus den Nachkommen dieser heiligen Tempelkatze entstand die heutige Hauskatze. Auch im Kriegsdienst wurden Löwen verwendet. So wird berichtet, daß Ramses II. seinen zahmen Löwen Auta-m-nekht mit in die Schlacht nahm. Die Raubkatze trottete neben dem Streitwagen des Pharao her und beschützte ihren Herrn.

Natürlich wird nicht jeder Löwe so zuverlässig zahm, daß man ihn als „Haustier“ verwenden und an der Kette wie einen Hund spazieren führen kann. Die sensationelle Lebensgeschichte einer handzahmen Löwin ist in den letzten Monaten durch die Presse der Welt gegangen. Der Wildhüter Adamson in Kenia war bei der Jagd auf menschenfressende Löwen von einer Löwin angegriffen worden und hatte das Tier in Notwehr erlegen müssen. In einer Felshöhle fand er drei nur wenige Tage alte Löwenkinder, die er seiner Frau zur Pflege und künstlichen Aufzucht übergab. Im Alter von fünf Monaten wurden zwei Löwenkinder dem Zoologischen Garten in Rotterdam geschenkt, während das dritte im Hause des Wildhüters verblieb. Es war weiblichen Geschlechts und wurde auf den Namen Elsa getauft. Elsa lebte völlig frei. Sie begleitete ihre Adoptiveltern wie ein Haushund auf den Reisen, die der Wildhüter durch seinen Distrikt machen mußte, schlief mit ihm im Zelt und lag neben ihm im Kraftwagen, wenn er zum nächsten Lagerplatz fuhr. Auch als Elsa erwachsen war, blieb sie zahm und griff weder ihre Pflegeeltern noch fremde Menschen an, die als Gäste in das Haus der Adamsons kamen. Der Wildhüter nahm sie oft mit auf die Jagd und stellte dabei fest, daß Elsa anscheinend nicht fähig war, sich selbst mit Fleisch zu versorgen, denn sie wußte nicht, wie sie das Wild erlegen sollte. Eine Löwenmutter, die ihr das Jagen und Töten der Beute hätte lehren können, hatte sie nicht kennengelernt. Diese Lücke in der Erziehung wurde bald zu einem Problem, dessen Lösung Adamson noch viele Sorgen bereiten sollte. Der Wildhüter entschloß sich nämlich, Elsa wieder der freien Wildbahn zurückzugeben. Dieses Experiment konnte jedoch nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn es Adamson gelang, Elsa das Beutemachen beizubringen. Er brachte sie an waidwund geschossene Warzenschweine und Antilopen heran, aber Elsa wußte mit diesen Tieren nichts anzufangen. Auch als Adamson Elsa in der Steppe verließ, in der Hoffnung, daß sie Anschluß an ein Löwenrudel finden und von den Artgenossen das Beutemachen lernen werde, blieb die Löwin hilflos gegenüber ihrem Schicksal. Adamson, der nach Tagen wieder zurückkehrte, um zu sehen, ob seine Löwin inzwischen Anschluß gefunden habe, fand eine abgemagerte, hungrige Elsa vor, die ihn freudig begrüßte, gierig das mitgebrachte Fleisch verschlang und sich neben dem Feldbett im Zelte ihres Herrn beruhigt und mit der Welt wieder ins Gleichgewicht gekommen zum Schlafen niederlegte. Adamsons Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, bis sich Elsa endlich einem Löwen anschloß. Sie trennte sich aber auch dann noch von ihrem Liebhaber, wenn Adamson ihr Jagdgebiet aufsuchte und durch einen Schuß seine Anwesenheit

bekanntgab. Mitunter brachte sie ihren Verehrer sogar bis in die Nähe des Zeltlagers mit, schlief dann eine Nacht zu Füßen ihres zweibeinigen Adoptivvaters und kehrte am nächsten Morgen wieder zu ihrem Löwen zurück. Schließlich brachte Elsa sogar ihre Jungen mit. In den letzten Wochen aber fand diese seltene Freundschaft zwischen Mensch und Raubkatze ein überraschendes Ende. Elsa starb. Wie der Sektionsbericht aussagt, wurden Blutparasiten gefunden. Adamsons sind damit erneut zu Pflegeeltern für drei junge Löwen geworden, denn Elsa hinterließ drei Waisenkinder, die noch nicht gelernt haben, wie der Löwe seine Beute schlägt.

Es wäre leichtsinnig, wollte man aus den Erfahrungen, die von dem Ehepaar Adamson gemacht wurden, ableiten, daß Löwen sich ausgezeichnet als Haustiere eignen. Wir haben bis vor wenigen Jahren im Dresdner Zoo Foto-Löwen gehalten. Das waren junge, im Alter von acht bis zehn Wochen von ihrer Mutter abgesetzte Löwen, die mit der Milchflasche aufgezogen und auf diese Weise handzähm wurden. Wer Lust und Geld hatte, konnte sich von unserem Zoo-Fotografen mit diesen Löwenkindern auf dem Schoß fotografieren lassen. Der Fotograf pflegte die Löwenbabys selbst, gab ihnen die beste Nahrung, die in den ersten Wochen aus einem Gemisch von geschabtem Fleisch, Karottenbrei, Milch, Kalk, Vitaminen und rohem Ei bestand und gewöhnte sie an die Nähe des Menschen. Obwohl diese Löwen oft bis zu einem Alter von neun Monaten, einige sogar bis zu zwei Jahren, zum Fotografieren verwendet wurden, ist in den 25 Jahren, solange wurde dieses Fotografieren mit Löwen durchgeführt, nicht ein einziger Unfall geschehen. Allerdings eignete sich nicht jedes Löwenkind für diese Laufbahn, die meist in einem Zirkus endete. Wir besaßen auch eine Löwin, deren Kinder, so oft wir auch den Versuch unternahmen, sie zu zähmen, Kratzbürsten waren und trotz aller Liebesmüh, die aufgewandt wurde, ihr Vertrauen zu gewinnen, auch blieben. Die Temperamente sind eben auch bei Löwen verschieden verteilt.

Aber das Beispiel der Freundschaft zwischen dem Wildhüter Adamson und seiner Löwin hilft, das Vorurteil gegenüber der „Bestie“ zu zerstören und ebnet den Weg zu einem Verständnis des Tieres, denn wie kann ich ein Bild vom Tier und seiner Lebensweise gewinnen, wenn ich es immer wieder nur als blutrünstige, mordende, angriffslustige Bestie geschildert bekomme?

Die Darstellungen von Jagdabenteuern haben sehr zu diesem entstellten Bild vom Tier beigetragen. Der Großwildjäger hatte weder die Zeit noch den Willen, das Tier zu beobachten. Er sah es immer nur über Kimme und Korn: abgehen oder angreifen. Ihm war auch nicht daran gelegen, zu schildern, wie leicht es ist, ein Wild zu erlegen, sondern er mußte seine Trophäe und damit sein Töten vor sich selbst und den anderen durch die Überbetonung von Strapazen und Gefahren rechtfertigen. Zu einem Verstehen des Tieres und seines Verhaltens konnte und wollte er nicht beitragen.

Langsam beginnt sich eine neue Einstellung zum Tier durchzusetzen. Jeder, der

nicht mit dem Gewehr, sondern mit Kamera, Zeichenstift und Notizblock in die freie Wildbahn geht und ehrlich von seinen Erlebnissen berichtet, leistet Pionierarbeit für die neuen Beziehungen, die sich zwischen Mensch und Tier in unserer Zeit herausbilden.

Camping im Löwenland

Meine erste Begegnung mit Löwen in freier Wildbahn fand in einer unruhigen Zeltnacht am Fuße des Kilimandscharos im Amboseli-Nationalreservat statt. Unruhig war die Nacht nicht nur der Löwen wegen, die in der Nähe unseres Zeltes auf Jagd gingen, sondern weil sich auch mein erster Malariaanfall bemerkbar machte. Ich hatte viele Reisebeschreibungen über Afrika gelesen. Von Malariaanfällen ist darin oft berichtet worden, aber die Autoren hatten schamhaft vermieden, auf die Begleiterscheinungen dieser Tropenkrankheit hinzuweisen. Deshalb kam ich auch nicht auf den Gedanken, daß sich meine bis zur Unerträglichkeit steigenden Kopfschmerzen, die sich kurz vor Mitternacht bemerkbar machten, und der Brechreiz Anzeichen eines Malariaanfalls sein könnten. Vielmehr glaubte ich, daß unsere Mahlzeit nicht in Ordnung war. So lag ich in kaltem Schweiß gebadet auf meinem Feldbett, wälzte mich von einer Seite auf die andere und versuchte mich von der immer stärker werdenden Rebellion meines Magens abzulenken, indem ich auf die mannigfaltigen Stimmen der nächtlichen Steppe lauschte. Ich hörte das Keckern der Schakale, das Heulen der Hyänen und das Gebrüll der Löwen, das von Minute zu Minute immer mehr anschwellte. Die Löwen kamen näher. Wahrscheinlich trieben die großen Raubkatzen ihre Beute in Richtung unseres Lagers. Der Wildhüter des Reservates hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß sie in letzter Zeit sehr aufdringlich geworden seien und gebeten, das Zelt in der Nacht keinesfalls zu verlassen, denn er könne nicht garantieren, daß sich die Amboselilöwen gegenüber Touristen in der Nacht genauso freundlich verhielten wie am Tage.

Ich wäre seinem guten Rat gern gefolgt, aber es war leider nicht möglich, denn nach einer weiteren Stunde ergab sich noch ein anderer Grund, der mich dringend veranlaßte, das Zelt zu verlassen. Jetzt glaubte ich auch mit Sicherheit die Diagnose meiner Krankheit stellen zu können: Amöbenruhr. Ich muß heute eingestehen, daß mir der Gedanke, mich irgendwo in stockdunkler Nacht vor dem Zelt hinhocken zu müssen, während um unser Lager herum die Löwen streiften, einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ. Aber es blieb mir keine andere Wahl. Ich sprang aus dem Zelt und fand Erleichterung. Damals hatte ich noch keine Erfahrung mit Löwen. Heute würde ich in gleicher Situation den Weg bedenkenlos antreten, denn ich glaube, das Löwen, bis auf wenige Ausnahmen, zu den freundlichsten Tieren der afrikanischen Steppe gehören. Ich bin ihnen in bejagten Gebieten und in Naturschutzparks begegnet. Ich habe

sie oft viele Stunden lang beobachtet und sie sogar von ihrem Riß vertrieben. Sie haben nie angegriffen, nur ärgerlich gefaucht und das samtartige Fell ihrer Nase zornig in Falten gezogen. Aber einen kleinen Charakterfehler haben sie alle und werden in dieser Eigenschaft nur noch von den Hyänen übertroffen: sie sind neugierig und müssen jede Veränderung in ihrem Jagdrevier genau untersuchen.

Deshalb kommen sie oft nahe an das Lager heran und betreten mitunter sogar das Zelt, um es aber, vorausgesetzt, daß sie nicht erschreckt werden, ohne Schaden anzurichten, wieder zu verlassen. Hyänen dagegen pflegen bei derartigen Besuchen noch alle Speisereste, die sie auftreiben können, zu verzehren, wobei sie sogar Lederschuhe und andere für normale Raubtiermägen unverdauliche Gegenstände nicht verschonen. Es vergeht im Touristencamp des Ambosellreservates keine Nacht ohne Hyänenbesuch.

Wenn die Sonne gesunken ist und sich die Dunkelheit über die Steppe ausbreitet, werden die Abfalleimer vor den Touristenhütten von den gefleckten Aasfressern umgeworfen, und ihr Inhalt wird auf Nahrungsabfälle untersucht. Ich saß eines Abends vor unserer Hütte und schrieb beim Schein einer Stalllaterne Beobachtungen nieder, die wir tagsüber gemacht hatten. Meine Frau war schon zu Bett gegangen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, angestarrt zu werden. Ich schaute auf und blickte in die großen runden Augen einer Hyäne, die lautlos herangekommen war und ihren breiten Kopf auf meinen Tisch gelegt hatte. Sie war kaum einen Meter von mir entfernt. Erschreckt sprang ich auf und rief: „Das ist doch eine Unverschämtheit.“ Das Gesicht verschwand im Dunkel der Nacht und in der Tür unserer Hütte tauchte meine Frau auf, um sich zu erkundigen, weshalb sie unverschämt sei, denn sie bezog meinen Ausruf natürlich auf sich. Ich erklärte ihr, wer mich zu diesem Ausruf veranlaßt hatte. Wir haben noch lange über diese nächtliche Begegnung gelacht.

Ob der Löwe immer in der Nacht gejagt hat, ist sehr fraglich. Vielleicht ist er erst durch den Menschen zu dieser nächtlichen Lebensweise gezwungen worden, denn in Reservaten und Nationalparks kann man ihn mitunter am Tage Wild beschleichen sehen. Auch ist es noch nicht erwiesen, ob die Theorie von der Jagdtaktik des Löwen den Tatsachen entspricht. Es ist wiederholt behauptet worden, daß ein Teil des Löwenrudels die Beute laut brüllend den anderen Jagdgefährten, die sich versteckt haben und ruhig verhalten, zutreibt. Diese Rudelbildung unterscheidet den Löwen auch von den anderen Katzen, die Einzelgänger sind und nur in der Paarungszeit einige Wochen mit dem anderen Geschlecht zusammenleben.

Die Speisekarte des afrikanischen Löwen setzt sich vorwiegend aus Zebras und Gnus zusammen. Er scheut sich aber auch nicht, wehrhafteres Wild zu erlegen. Im Oktober 1956 hatten wir unser Zeltlager am Manyarasee aufgeschlagen. Im Schilfdickicht des Seeufers standen große Herden von Kaffernbüffeln, aus denen sich hin und wieder die Löwen von Manyara ihre Beute holten, obwohl sie nicht



In Ostafrika bevorzugt der Löwe die Obstgartensteppe als seinen Jagdbereich.

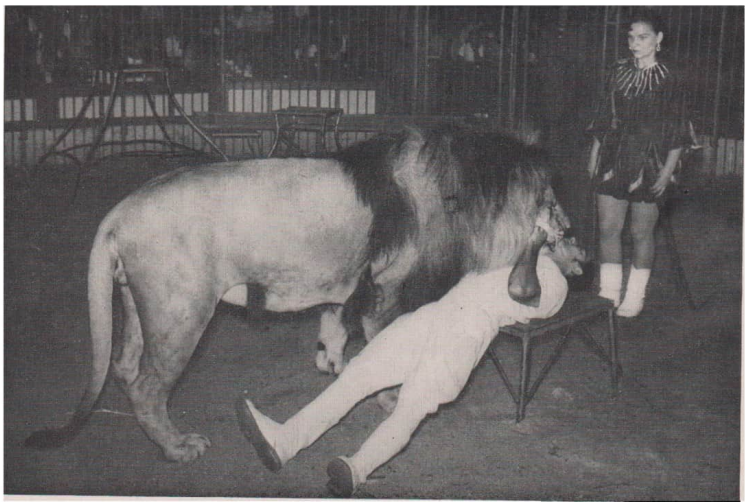
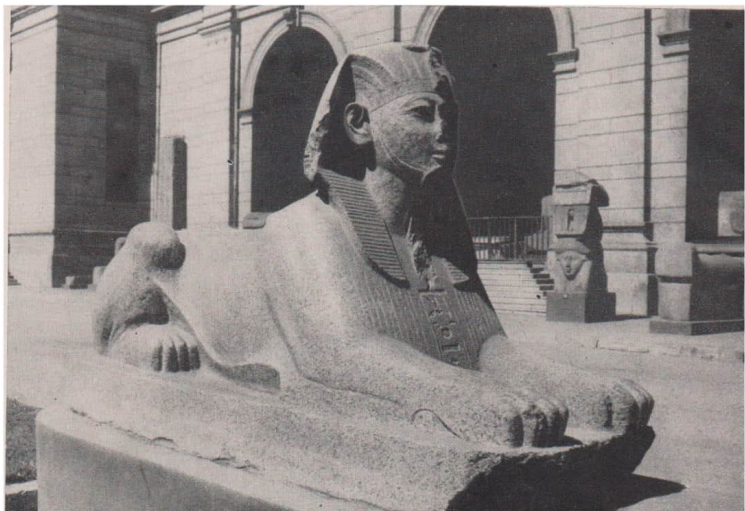


Oben: In den ersten Tagen nach der Geburt sind die Augenlider der Löwenkinder noch miteinander verklebt.

Unten: Die jungen Löwen tragen ein geflecktes Kindheitskleid.



Wenn man Junglöwen mit der Milchflasche aufzieht, bleiben sie oft lange Zeit handzahn.



Oben: Im alten Ägypten ließen die Pharaonen als Symbol ihrer Macht auf den Skulpturen ihr Porträt mit dem Körper eines Löwen darstellen.

Unten: Der Zirkuslöwe „Brigand“ erblickte im Dresdner Zoo das Licht der Welt.

auf die Büffel angewiesen waren, denn im gleichen Gebiet lebten auch zahlreiche Giraffen, Zebras, Gnus und Thomsongazellen, die abends in langen Prozessionen an unserem Zelt vorüberzogen, um die Wasserstelle aufzusuchen. Mich interessierte damals, wie die Löwen ihre Mahlzeit beginnen. Fast täglich trafen wir auf einen Löwenriß. An den Kadavern war deutlich zu erkennen, daß die Löwen zuerst die Leibeshöhle ihres Opfers geöffnet und den Magen mit Inhalt gefressen hatten. Auch der Darm war verzehrt worden, während sein Inhalt meist neben dem Riß im Grase verstreut lag. Die Vorspeise bestand also überwiegend aus pflanzlicher Kost, denn der Magen dieser Wiederkäuer ist mit Gräsern und Kräutern gefüllt gewesen. Auf diese Weise deckt der Löwe einen Teil seines Vitaminbedarfes. Es ist aber auch wiederholt beobachtet worden, daß er frisches Gras frißt. Im Dresdner Zoologischen Garten versuchen wir, bei der Aufzucht junger Löwen einen Ersatz für den fehlenden Mageninhalt des Beutetieres durch einen Fleischbrei zu bieten, der mit geschabten Möhren, Petersilie und Vitaminpräparaten vermischt wird. Einen reinen Fleischfresser also gibt es auf unserer Erde nicht.

In dicht besiedelten Gebieten, wo das Wild durch die Rinder, Schafe und Ziegen der Afrikaner verdrängt wird, schlägt der Löwe auch Haustiere. So sind auch die letzten indischen Löwen, die im Reservat von Sasangir leben, fast ausschließlich auf die Hausbüffel der Bauern angewiesen, die in diesem Reservat ihre Weideplätze haben. Bis vor einem Jahr herrschte dort zwischen Löwe und Mensch eine stille Vereinbarung. Es wurde nämlich fast täglich für Touristen eine „Löwenschau“ veranstaltet. Gegen ein Entgelt von 150,- Rupien konnten die Touristen von den Bauern ein Büffelkalb kaufen. Die Förster gaben das Kalb den Löwen, die in der Umgebung des Touristenbungalows auf ihre Mahlzeit warteten, zur Beute, und die Touristen konnten, im Wagen sitzend oder hinter einer aus Zweigen und Ästen errichteten Wand verborgen, die Löwen beim Mahle beobachten. Die Löwen wurden satt, die Bauern suchten schwache oder kranke Tiere für diesen Zweck aus und erhielten sie gut bezahlt, die Touristen hatten ihre Schau mit Nervenkitzel, die Flugzeuge der indischen Luftfahrtgesellschaft waren in Richtung Sasangir gut besetzt und das Forstministerium des Staates Bombay konnte mit den Einnahmen die Löhne der Wildhüter des Löwenreservates decken, denn die Touristen mußten außer für das Kalb auch noch für die Veranstaltung und die Verwendung von Foto- oder Filmapparaten bezahlen. Seit zwei Jahren aber hat sich die Situation leider grundlegend geändert. Der Staat Bombay hat sich geteilt und die neue Regierung, der Sasangir mit seinen Löwen untersteht, setzt sich vorwiegend aus Angehörigen der Jain-Sekte zusammen. Die Jains aber lehnen das Töten von Tieren grundsätzlich ab. Sie sind Vegetarier. Bei ihren religiösen Prozessionen gehen dem Zug der Gläubigen sogar Straßenfeger voran, deren Aufgabe es ist, jedes Lebewesen, jeden Wurm, jedes Insekt vom Wege zu entfernen, damit die Tierchen nicht zertreten werden. Eine der ersten Maßnahmen der neuen Regierung, noch bevor sie ihre Ministe-

rien richtig eingerichtet hatte, war das Verbot der Löwenschau. Damit aber ist der Fortbestand der letzten indischen Löwen, von denen es auf unserer Erde höchstens noch 150 Stück gibt, ernstlich gefährdet, denn die großen Raubkatzen sind nunmehr darauf angewiesen, sich selbst mit Nahrung zu versorgen. Weil aber die Nilgauantilopen, Axishirsche, Sambars und Wildschweine durch die Herden der Haustiere immer mehr verdrängt werden, sind sie gezwungen, sich ihren Anteil aus den Büffelherden der Bauern, der ihnen früher freiwillig gegeben wurde, selbst zu holen. Der Burgfriede ist gestört. Die Bauern wehren sich gegen die unbezahlten Übergriffe der Löwen und legen vergiftete Köder aus. Der heimliche Vernichtungskampf, der offen nicht geführt werden darf, weil die letzten indischen Löwen durch Gesetz geschützt sind, hat begonnen, und es ist schon heute abzusehen, wann wir auch diese Unterart des Löwen von der Liste der Tierwelt unserer Erde streichen können.

Ähnlich ist die Lage in jenen Gebieten Afrikas, wo die nomadisierenden Masai, das Hirtenvolk der ostafrikanischen Steppe, ihre Herden weiden. Was nützt das beste Jagdschutzgesetz, wenn die Tötung eines Tieres jederzeit mit Notwehr entschuldigt werden kann. Ich fand auf meiner ersten Ostafrikareise am Rande des schönen Nationalreservates von Amboseli eine gespeerte Löwin. Die Täter waren leicht festzustellen, denn die Pranken und der Schwanz waren abgeschlagen worden. Aber zur Rechenschaft konnten sie nicht gezogen werden, weil sie glaubhaft machen konnten, daß die Löwin in ihre Rinderherde eingebrochen war und sie deshalb in Notwehr handeln mußten.

Zwischen den Masai und den Löwen besteht eine alte Erbfeindschaft, die sich auch in den Sitten und Gebräuchen widerspiegelt. Das Erlegen mindestens eines Löwen wird als Beweis der Mannbarkeit von dem jungen Masaikrieger gefordert. Als Waffe bedient er sich dabei des Speeres. Um sich gegen die Prankenschläge und Bisse der großen Raubkatze schützen zu können, trägt er einen ovalen Schild aus Leder, der mit weißen, roten und schwarzen Ornamenten bemalt ist. So zieht er mit seinen gleichaltrigen Gefährten auf Löwenjagd aus, nachdem dieses Ereignis durch einen viele Stunden dauernden Tanz vorbereitet worden ist. Der Löwe wird von den Kriegern gestellt. In den meisten Fällen versucht das Tier zu fliehen, aber der Kreis der bewaffneten Männer hat sich um ihn geschlossen und zwingt ihn zum Angriff. Während er gegen den ersten Schild prallt und mit seinen Pranken versucht, den Körper des dahinter hockenden Kriegers zu erreichen, fliegen Speere auf ihn zu und es dauert nur wenige Minuten, bis das Tier leblos zusammenbricht. Natürlich sind Unfälle und Verletzungen bei diesen Jagden nicht selten, aber der Krieger trägt seine Narben mit Stolz, denn es sind für ihn Abzeichen der Tapferkeit. In seinem Tanzschmuck aber, der aus schwarzen Straußenfedern besteht, die in einem Rahmen aus Leder gefaßt sind, fügt er eine weiße Feder ein. Sie ist das Zeichen dafür, daß er im Zweikampf einen Löwen zur Strecke gebracht hat.

Bedauernswerte Menschenfresser

Wenn von Löwen die Rede ist, wird bestimmt auch die Frage nach der Gefährlichkeit dieser Raubkatzen gestellt. Mancher Berufsjäger hat aus seinen langjährigen Erfahrungen heraus Vergleiche zwischen Löwen, Kaffernbüffeln, Elefanten und Nashörnern angestellt und führt oft als Beleg für die von ihm verfochtene Meinung die Statistik über die durch afrikanisches Großwild verursachten Todesfälle an. Die meisten dieser Angriffe von wehrhaftem Großwild wurden auf der Jagd registriert, nachdem die Tiere angeschossen waren oder sich in die Enge gedrängt fühlen mußten. Es gehört nun einmal zur Jagd, daß der Jäger sich seinem Opfer ungesehen, ungehört und ungewittert nähern muß. Wenn das beschlichene Tier ihn schließlich wahrnimmt, ist es von seiner Anwesenheit überrascht und wird, wenn ihm die Möglichkeit bleibt, die Flucht ergreifen. Entscheidend für das Verhalten des Tieres ist jedoch auch die Entfernung zwischen ihm und dem Jäger. Prof. Dr. Hediger, der Zoodirektor von Zürich, hat das Verhalten der Flucht und des Angriffes untersucht und spricht von einer Fluchtdistanz und einer Angriffsdistanz. Gerät der Mensch vom Tier bemerkt in die Fluchtdistanz, die bei Großwild im Durchschnitt zwischen 100 und 200 Metern liegt, so erfolgt die Flucht, hat er aber unbemerkt diese Distanz überschritten – wozu der Jäger gezwungen ist, wenn er einen guten Schuß anbringen will – und sich auf etwa 50 Meter genähert, so erfolgt bei wehrhaftem Großwild in den meisten Fällen der Angriff. Natürlich spielt dabei auch die Erfahrung, die das Tier mit dem Menschen gemacht hat, eine große Rolle. In unbejagten Gebieten können diese Distanzen bedeutend geringer sein und in Gebieten, wo der Mensch sehr selten oder nie vorher hingekommen ist, kann das Fluchtverhalten ganz fehlen. Ein überzeugendes Beispiel dafür sind die Galapagosinseln, die vor der Westküste des nördlichen Südamerikas liegen. Dort war es bis vor wenigen Jahren möglich, sich mitten in eine Herde Seelöwen zu begeben. Mitunter ließen sich sogar Vögel auf der Schulter der Menschen nieder. Die Statistiken über die durch Tiere hervorgerufenen Jagdunfälle können also keinesfalls zur Rechtfertigung der Gefährlichkeit und Angriffslust einer Tierart herangezogen werden. Prof. Dr. Dr. Grzimek hat nachgewiesen, das in den zivilisierten Ländern die Zahl der Menschen, die durch Bullen auf der Weide oder durch scheuende Pferde und andere Haustiere ums Leben kommen oder schwer verletzt werden, auch sehr erheblich ist. In letzter Zeit sind die afrikanischen Großtiere zu einer neuen Unfallquelle geworden, für die man sie ebenfalls nicht verantwortlich machen kann. Vom Licht der Scheinwerfer angezogen, rennen sie in die Kraftwagen hinein.

Aber werden nicht Löwen und andere Großkatzen auch häufig zu Menschenfressern? Kann man nicht in jedem Jahr in indischen Zeitungen von den Man-eatern lesen, die zahlreiche Opfer unter der Bevölkerung forderten. Einige Menschenfresser sollen über hundert und mehr Menschen getötet haben, bevor

sie erlegt werden konnten. Die meisten dieser Berichte entsprechen den Tatsachen. Ich habe in der größten Zubereitungsanstalt für Jagdtrophäen Indiens, in Mysore, einige Schädel untersucht, die von berüchtigten Menschenfressern stammten. Es war erschütternd zu sehen, wie durch alte, schwere Schußverletzungen die Tiere gezwungen worden waren, sich von der leichtesten Beute, vom Menschen, zu ernähren. Einem der Man-eater waren sämtliche Schneide- und Eckzähne des Oberkiefers weggeschossen worden. Unvorstellbar sind die Schmerzen, die dieses Tier ausgestanden haben muß, bis die schwere Verletzung geheilt war. Wovon sollte dieser Tiger sich nun ernähren? Es ist nicht möglich, einen Axishirsch, ein Wildschwein, eine Nilgauantilope oder gar einen Gaur nur mit den Pranken zu erlegen. Aber der Mensch läßt sich mit einem Prankenschlag niederstrecken. Der verantwortungslose Jäger, der irgendwo im indischen Dschungel einen Tiger anschoß und das schwerverletzte Tier nicht verfolgte, um es von seinen Qualen zu befreien und zur Strecke zu bringen, trägt die Schuld für die vielen Kinder, Frauen und Männer, die der Tiger töten mußte, um sein Leben zu erhalten. Nicht der Tiger, sondern dieser Jäger ist die Bestie. Er hat die Verantwortung. Jagd ist und kann eben nie ein Sport, ein Vergnügen sein. Die Jagd sollte nur von verantwortungsbewußten Menschen ausgeübt werden, besonders aber die Jagd auf Großwild. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß gejagt werden muß.

Einem anderen Tigerschädel, den ich in der Präparationsanstalt von Van Ingen in den Händen hielt, fehlte ein großes Stück der Schädelkapsel. Das Geschoß hatte den Schädel gestreift, hatte ihn aufgerissen, das Gehirn freigelegt, aber leider das Tier nicht getötet. Der Tiger muß lange Zeit bewußtlos gewesen sein. Er kann sich nur langsam davongeschleppt haben, und es hat Wochen gedauert, bis sich über dem Loch im Schädel eine neue Haut bildete. Was tat der Jäger, nachdem er diesen Schuß abgab? Vielleicht war es Nacht, als er auf den Tiger schoß. Warum aber folgte er am nächsten Morgen nicht der Blutspur? Hatte er vielleicht keine Zeit mehr dazu? War sein Urlaub zu Ende? Hatte er schon sein Flugzeug gebucht, um nach Hause zu fliegen? Warteten wichtige, unaufschiebbare Geschäfte auf ihn? Sah sein Reiseplan für den nächsten Tag den Besuch des berühmten indischen Grabmals Tadsch Mahal vor? Vielleicht erzählt er heute noch seinen Freunden und Bekannten abends am Kamin von seinen Jagdabenteuern und von dem großen Tiger, der in einer Vollmondnacht aus dem Dickicht auf das ausgetrocknete Flußbett trat, um die Ziege zu schlagen, die er für den Tiger angebunden hatte, wie der Tiger auf den Schuß zeichnete, zusammenbrach und liegen blieb, als wäre er vom Blitz gefällt, aber am nächsten Morgen verschwunden war. Nach Wochen trat in diesem Gebiet ein Tiger auf, der ein Kind auf dem Reisfeld tötete. Die Eltern fanden nur noch blutige Fetzen des Kleides, die in den Dornenbüschen hängengeblieben waren, als der Tiger sein Opfer in den Wald schleppte. Schon drei Tage später wurde eine Frau im Nachbardorf auf dem Wege zur Wasserstelle getötet. Aber das Geschrei der sie

begleitenden Gefährtinnen verscheuchte den Tiger. So konnte ihr Leichnam geborgen und dem Gebot des Hinduismus entsprechend verbrannt werden. Dann aber begann die Schreckensherrschaft des Man-eaters. Er brach nachts in die Hütten ein, schleppte Männer, Frauen und Kinder weg und ließ sich auch durch das Geschrei der verängstigten Bauern, durch Feuerbrände und Trommellärm nicht stören. Bald hatte er jede Scheu vor dem Menschen verloren und holte sich seine Beute sogar am lichten Tage, mitten aus den Dörfern. Die Bauern wagten nicht mehr, ihre Häuser zu verlassen. Selbst dort fühlten sie sich nicht sicher, denn wenn sie die Türen verriegelten, riß der Tiger ein Loch in das Reisstrohdach und verschaffte sich so Zugang zu seiner Beute. Das konnte kein normaler Tiger sein, so flüsterten die abergläubischen, völlig verängstigten Menschen, das muß ein Dämon sein, der in Gestalt des Tigers jene Menschen heimsucht, die ihm nicht die notwendigen Ehren erwiesen hatten. Ein Pilgerzug zum Tempel der Göttin Kali, der einen halben Tagesmarsch vom Dorf entfernt lag, wurde veranstaltet. Zehn schwarze Ziegen opferten die Bauern der Göttin, flehten sie an, das Geschenk entgegenzunehmen und versöhnt zu sein. Aber auch dieser Bittgang war vergeblich. Schon auf dem nächtlichen Nachhauseweg wußten sie, daß es ihnen nicht gelungen war, die große Kali umzustimmen. Als sie in den schmalen Pfad einbogen, der durch ihre Felder führte, war der Tiger plötzlich unter ihnen. Eine alte Frau, die betend ihre Hände an die Stirn hob, sprang er von hinten an und tötete sie durch einen Biß ins Genick. Er schlug einen Mann nieder, der starr vor Angst wenige Meter entfernt stand und riß mit seinen Pranken einem jungen Mädchen, das schreiend floh, den Rücken auf. Dann packte er sein erstes Opfer und schleppte die Alte in das Dickicht, wo er sofort mit seinem furchtbaren Mahl begann. Nein, das konnte kein normaler Tiger sein, der anscheinend von einem Blutrausch befallen um sich biß und schlug. So handelt kein Tiger. Das mußte ein Dämon sein.

Inzwischen waren Monate vergangen, seitdem der Tiger die furchtbare Schußverletzung erhielt. An den Rändern des Loches im Schädel hatte sich neuer Knochen gebildet, der aber nicht ausreichte, um das Gehirn mit einer neuen Decke zu versehen. Die quälenden Schmerzen im Kopf hörten nie auf und wurden zu unerträglich schmerzenden Stichen. Beim Schlagen der Beute drückten durch die heftigen Bewegungen und Erschütterungen die neugebildeten Knochenwülste auf das Gehirn. Wahnsinnig vor Schmerz biß dann der Tiger um sich. Erst die völlige Erschöpfung brachte Linderung.

Als die Regierung von dem Man-eater Nachricht erhielt, hatte er bereits über dreißig Menschen getötet. Der Tigerjäger, der für den Abschluß von Menschenfressern und Viehtöttern dieses Distriktes zuständig war, hatte es nicht leicht, denn er mußte erst einmal gegen den Aberglauben ankämpfen, ehe er die Hilfe der Bevölkerung erhalten konnte. Um einen Tiger zu erlegen, setzt sich der Jäger am frischen Riß der Raubkatze an, denn es ist die Eigenart des Tigers, nachdem er seine Beute in ein Versteck geschleppt hat, den Riß zu verlassen

und in der nächsten Nacht wieder zu ihm zurückzukehren. Weil dieser Tiger aber den im Wald für ihn angebundenen Hausbüffel nicht annahm, blieb keine andere Wahl, als die nächste Nachricht von einem Überfall abzuwarten und die Leute zu überreden, die Leiche nicht zu verbrennen, sondern liegenzulassen, damit der Tigerjäger in der Nähe des Opfers auf die Rückkehr des Tigers warten konnte. Ich will hier nicht die vielen Schwierigkeiten, die bei der Jagd auf Menschenfressertiger auftreten, schildern. Darüber haben die Tigerjäger selbst interessante Berichte geschrieben. Eines Tages fällt auch der durch häufige Nachstellung besonders vorsichtig gewordene Tiger. Die Untersuchung ergibt in den meisten Fällen, daß eine Schußverletzung oder ein anderer Unfall den Tiger zwang, die außergewöhnliche, aber leichte Beute, den Menschen, als Nahrung zu wählen. Natürlich müssen es nicht immer Schußverletzungen sein. Auch Borsten des Stachelschweines, die in den Pranken stecken blieben und dort eiternde, schmerzhaft Wunden hervorriefen, sind oft gefunden worden. Sogar abgebrochene Antilopenhörner, Geweihzacken und Wildschweinhauer steckten in Schädeln erlegter Man-eater. Es gibt kein Tier auf unserer Erde, zu dessen normaler Beute der Mensch gehört. Jedes Tier, auch das wehrhafteste Großwild, flieht den Menschen und oft trägt der Mensch selbst die Schuld, wenn ein Raubtier zum Man-eater wird.

Blick in die Kinderstube

Als wir im Dezember des Jahres 1956 einen deutschen Farmer, der Elefanten jagen wollte, in die Masaisteppe begleiteten, schlugen wir unser Zelt neben einem Mosaikral auf. Junge schlanke Krieger hockten sich neben uns am Feuer nieder und berichteten, daß sie am Tage vorher einen Löwen gespeert hätten. Der Löwe hatte vor einer Woche einen Hirtenknaben getötet. In einigen dicht besiedelten Gebieten Afrikas treten von Zeit zu Zeit immer wieder Menschenfresser unter den Löwen auf, die keinesfalls alt, geschwächt, krank oder verletzt sind. Bei ihnen spielen andere Gründe eine Rolle. Einmal ist es der Mangel an Wild, der sie zwingt, sich an den Haustieren der Afrikaner zu vergreifen. Dabei kommen sie in Konflikt mit den Hirten, die ihre Tiere verteidigen und machen die Erfahrung, daß der Mensch eine leichte Beute ist. Zum Unterschied vom Tiger, der den Dschungel bewohnt, ist der Löwe ein Steppentier. Sein Jagdrevier ist also für die Ziegen, Schafe und Rinder der Afrikaner das Weideland. Deshalb sind Begegnungen zwischen Mensch und Raubtier unvermeidlich. Außerdem treten während und nach dem großen Regen in manchen Gebieten immer wieder Menschenfresserlöwen auf. In dieser Zeit sind die Jagdgründe unübersichtlich, weil durch den Regen das Gras meterhoch gewachsen ist. Das Wild, das sich während der Trockenzeit in der Nähe der Wasserlöcher aufhalten muß, verstreut sich weit über das Land, denn es findet überall saftige Nahrung

und genügend Wasser. Für den Löwen beginnt eine karge Zeit. Oft kehrt er mit knurrendem Magen von seinen Pirschgängen zurück. Nun ist der Löwe kein Kostverächter. Es müssen nicht unbedingt Zebras oder Gnus sein. Er frißt auch Ratten, Mäuse, Vögel, Eidechsen, Insekten und sogar mehrere Tage altes, stinkendes Aas. Aber in dem hohen Gras kann er auch auf die Kleintiere der Steppe keine Jagd machen. Die haben überall ihre Schlupfwinkel. Eines Tages wird der Hunger zur Qual und überstrahlt die Scheu vor dem Menschen. Der Löwe wagt sich jetzt an die Haustierherden heran und schlägt den Hirten nieder, der sich ihm schreiend und gestikulierend in den Weg stellt. Die Rinder fliehen. Der Löwe hat seine Laufbahn als Menschenfresser begonnen. Wenn es eine Löwin ist, kann es geschehen, daß die Löwin ihren Kindern die Jagd auf Menschen lehrt. Sie werden zu Man-eatern erzogen, und schließlich treibt in diesem Gebiet ein ganzes Löwenrudel sein Unwesen. Die Gefahr, daß ein Raubtier von dem anderen lernt, Menschen zu erbeuten, ist beim Löwen viel größer als beim Tiger, weil der Löwe ein Rudeltier, der Tiger aber ein Einzelgänger ist. Deshalb wird in den Meldungen afrikanischer Wildhüter oft von mehreren Löwen berichtet, die gemeinsam als Menschenfresser auftreten. Ich glaube aber nicht, daß in bestimmten Gebieten Afrikas Löwen leben, die eine besondere Veranlagung zur Menschenfresserei haben, wie das von den Löwen in der Nähe von Tsavo in Ostafrika behauptet wird. – Warum unter den indischen Löwen bisher keine Menschenfresser aufgetreten sind, ist mir jedoch unverständlich. Als wir im Mai 1959 in das Reservat von Sasangir fuhren, wurden wir schon am ersten Abend Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen Mensch und Löwe. Wir saßen am Rande eines Dornenbuschdickichtes und warteten auf Löwen, die bei Sonnenuntergang ihren schattigen Ruheplatz verlassen und zur Tränke gehen. Wir hofften, der Löwe möchte sich noch vor dem Verlöschen des letzten Sonnenlichtes von seinem Lager erheben, denn ich legte großen Wert auf einige gute Aufnahmen vom indischen Löwen, weil auch über das Aussehen dieser Rasse keine Klarheit besteht. Mitunter wird behauptet, daß der indische Löwe keine Mähne besitze, was jedoch durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Während wir also auf das Erscheinen des großen Herrn der Steppe warteten, trieb ein Bauer freundlich grüßend seine Hausbüffel an uns vorüber dem heimlichen Kral zu. Die indischen Viehzüchter bauen im Löwengebiet, wie es die Masai in Ostafrika auch tun, einen Dornenbuschkral rings um ihre Siedlung. Der Eingang des Krals wird nachts verschlossen, damit die Rinder und Büffel das Dorf nicht verlassen können. Kaum war der letzte Hausbüffel hinter der Wegbiegung unserem Gesichtskreis entschwunden, als wir einen Aufschrei und gleichzeitig das drohende Knurren eines Löwen hörten. Wir rannten den Pfad entlang, um dem Manne, der offensichtlich vom Löwen angefallen worden war, zur Hilfe zu kommen, ohne jedoch recht zu wissen, wie wir ihm helfen sollten, denn Waffen führten wir nicht bei uns. Noch einmal schrie der Mann auf, beantwortet von dem Fauchen der gelben Katze, dann war es still.

Wenige Sekunden später standen wir vor dem lebenswürdig lächelnden Bauern, der nicht einmal eine Schramme am Körper zeigte. Ihm hatte der Angriff des Löwen auch nicht gegolten, sondern einem seiner Büffel, der aus mehreren Wunden am Halse blutete. Der beherzte Hirte hatte mit seinem Stock den Löwen vom Büffel heruntergeprügelt. Sein Geschrei, das wir als den Todesschrei des braven Mannes gedeutet hatten, sollte nur den Löwen erschrecken und verscheuchen. Solche Auseinandersetzungen finden in Gir fast täglich statt. Trotzdem ist seit langer Zeit kein Menschenleben zu beklagen, wie uns der Forstmeister mitteilte. Auch waren ihm Menschenfresser unter den Löwen nicht bekannt geworden, wohl aber traten sie unter Leoparden hin und wieder auf. Während unserer Anwesenheit tötete ein Leopard sieben Kilometer von unserem Lager entfernt eine Frau und fraß sie auf. Warum die Löwen von Gir trotz der schlechten Lebensbedingungen, die sie haben, nicht zur Menschenfresserei neigen, bleibt mir unerklärlich.

Es ist wichtig, die Gründe verständlich zu machen, die ein Raubtier zwingen, den Menschen als Beute zu wählen. Geben doch Berichte über Menschenfresser unter den Raubtieren vielen Reisebeschreibungen, Abenteuerromanen und Sensationsfilmen den gewünschten Nervenkitzel und helfen dabei, das völlig falsche Bild von der „blutigierigen Bestie“ herauszustellen. Das ist unverantwortlich und schädlich, denn es verhindert, daß sich eine echte Zuneigung zum Tier entwickelt. Wollen wir doch Menschen erziehen, die nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen für den Naturschutz eintreten. Auch um der wissenschaftlichen Wahrheit willen muß ein neues Bild vom Tier entworfen werden, das den Ergebnissen der Forschung entspricht. Unsere Kenntnisse vom Weltall schöpfen wir doch auch nicht aus utopischen Abenteuerromanen. So hat heute jeder Biologe die pädagogische Aufgabe, die Beziehung zwischen Mensch und Tier in unserer Zeit neu zu gestalten. Wir müssen mit der Auswahl der Bücher beginnen, die wir unseren Kindern zu lesen geben. Sie sollten durch Bild und Text schon beim kindlichen Leser Verständnis für das Tier wecken. Der Held der Handlung sollte keinesfalls seinen Mut durch den sinnlosen Abschuß von Großwild unter Beweis stellen, sondern sich vielmehr für den Schutz des Lebens auf unserer Erde einsetzen und dafür seine Opfer bringen. Dabei darf keinesfalls die vom Kind und Jugendlichen gewünschte Abenteuerlichkeit einer sentimentalen, romantischen Vermenschlichung des Tieres weichen.

Kehren wir jedoch wieder zu unseren Löwen zurück und werfen einen Blick auf ihr Familienleben. Eine eigentliche Paarungszeit scheint es beim Löwen nicht zu geben. Die verschiedenen Berichte über Brunsthäufigkeiten in bestimmten Monaten widersprechen sich. Sollte es tatsächlich bevorzugte Paarungszeiten im Jahreslauf geben, so werden sich diese entsprechend der unterschiedlichen Verteilung von Regen- und Trockenzeiten in Afrika auch sehr unterscheiden. Wie jeder Besucher eines Zoologischen Gartens feststellen kann, geht die Anforderung zur Paarung von der Löwin aus, die mit maunzenden Lauten, den



Die Masai sind Hirtennomaden der ostafrikanischen Steppe.



Masai-Krieger, die im Zweikampf einen Löwen erlegt haben, tragen beim Tanz einen Kopfschmuck aus schwarzen Straußenfedern, an dem über der Stirn eine weiße Feder angebracht ist.



Oben: Zum Schutz ihrer Haustiere vor Löwen umgeben die Masai ihr Dorf mit einem Dornenverhau.

Unten: Dieselbe Maßnahme treffen die indischen Bauern im Gebiet von Sasangir.



Ein Grüner Leguan aus den Unwäldern Süd-amerikas im Terrarium des Dresdner Zoos.

Schwanz ausgestreckt, am Löwen vorüberstreicht, ihr Gesicht am Kopf ihres bemähnten Liebhabers reibt, sich zu Boden fallen läßt und vor ihm auf den Rücken rollt. Dieses Sich-Rollen der Löwin ist für den Tierpfleger im Zoo ein deutliches Kennzeichen dafür, daß sie heiß ist. Verhältnismäßig hoch ist die Zahl der Paarungen in der Brunstperiode. In Dresden konnten innerhalb 8 Tagen 360 Paarungen gezählt werden. In freier Wildbahn ist die Zahl gewiß viel niedriger, denn bei jeder Gefangenschaftshaltung von Wildtieren muß berücksichtigt werden, daß die Tiere im Zoo einen Mangel an Beschäftigung haben. Sie benötigen nicht viele Stunden des Tages, um sich ihre Nahrung zu beschaffen. Sie haben im Tiergarten keine Feinde, müssen sich deshalb auch nicht vor ihnen schützen und nach ihnen Ausschau halten. Sie brauchen nicht mit Rivalen um den Besitz des Weibchens kämpfen. Ihr Leben ist bequemer und gefahrloser, aber auch langweiliger. Die moderne Tierhaltung bemüht sich, durch Bewegungsdressuren diese Langeweile herabzumindern.

Das seit einigen Tagen im Raubtierhaus sehnsüchtig erwartete Ereignis ist eingetreten. Aus der Wochenstube der Löwin klingt leise das Quäken neugeborener Löwenkinder. Der Tierpfleger hat einen vorsichtigen Blick durch das Loch in der Holzwand getan, die schon Wochen vor der Geburt an den Gittern des Wurfkäfigs eingehängt wurde, damit die Löwin, geschützt vor jeglichen Störungen, ihre Jungen zur Welt bringen kann. Ob sie ihre Kinder auch aufzieht, ist trotzdem fraglich. Die abgedeckte Wochenstube soll ihr das Gefühl der Geborgenheit geben. In einem normalen Käfig wäre die Löwin beunruhigt und würde versuchen, ihre Kinder an einem geschützten Ort unterzubringen. Sie würde die kleinen Löwen mit dem Genickbiß aufheben und umherschleppen, ohne ein Versteck zu finden. Stundenlang würde sie ihre Kinder im Maul tragen, wieder ablegen, erneut ergreifen und mit ihnen unruhig hin und her wandern. Die Kleinen bekämen keine Milch, weil sich die Mutter nicht die Zeit nähme, ihnen das Gesäuge zu bieten. Sie würden geschwächt und durch das endlose Tragen verletzt schließlich sterben. Die leblosen kleinen Körperchen aber böten keinen Anreiz mehr für das Brutpflegeverhalten der Löwin und würden, wie andere Beute auch, einfach aufgefressen. Die Löwin benötigt für ihre Kinder eine Wurfkammer, weil sie sich auch in freier Wildbahn eine solche Wochenstube in Felshöhlen, unter den Wurzeln geschützter Bäume oder im Halbdämmer des Dornenbuschdickichts suchen muß, denn dieses Bestreben, die Neugeborenen zu verbergen, ist an einen Instinkt gebunden, der sie zu diesem Verhalten zwingt. Schon Tage vorher läßt ihr Appetit nach. Am letzten Tage verweigert sie die Nahrungsaufnahme vollkommen und verläßt ihre Wochenstube nicht mehr. Das ist ein sicheres Zeichen für die nahe Geburt. So wird es auch in freier Wildbahn verhindert, daß die Löwin von der Geburt überrascht wird und im Rudel ihre Jungen zur Welt bringt, denn die plumpe Neugier ihrer Rudelgenossen könnte das zarte Leben der Löwenkinder gefährden.

Im Gegensatz zu den Kindern der Antilopen und Zebras, die schon wenige

Minuten nach der Geburt auf ihren langen dünnen Beinen stehen und eine Stunde später hinter ihrer Mutter her in der Herde laufen, sind die Löwenkinder Nesthocker. Häufig sind ihre Augenlider in den ersten Tagen noch miteinander verklebt. Ihre kurzen dicken Beine sind sehr unbeholfen und tragen den Körper nicht. Auf dem Bauch kriechen sie an das Gesäuge der Mutter heran und schlafen mit der Zitze im Mund ein. Sie sind auf den Schutz der Mutter angewiesen.

Diese Einteilung in Nesthocker und Nestflüchter gibt es im ganzen Tierreich. Im allgemeinen sind die Neugeborenen der großen, wenig wehrhaften Pflanzenfresser der Steppe Nestflüchter. Würde die Zebra Mutter ihr Kind wochenlang verstecken und betreuen müssen, so könnte sie auch nicht in der Herde bleiben und wäre somit als Einzeltier den Feinden wehrlos ausgeliefert. Das Leben in der Herde gibt dem Pflanzenfresser der Steppe den größtmöglichen Schutz. Viele Ohren, Augen und Nasen hören, sehen und riechen mehr, bieten also auch eine gewisse Garantie, daß die Annäherung des Raubtieres entdeckt und zeitig genug das Zeichen zur Flucht gegeben wird. Die Rudelbildung der Löwen ist dagegen kein Schutz-, sondern ein Jagdverband. Sie dient der leichteren Beschaffung der Beute.

Auch die Jungen der auf dem Boden lebenden Steppenvögel sind Nestflüchter. Kurze Zeit nach dem Schlüpfen laufen die Küken der Strauße hinter ihren Eltern her. Als wir auf unserer Fahrt durch die Masaisteppe einer solchen Straußenfamilie begegneten, ergriff die ganze gefiederte Gesellschaft die Flucht. Ein Teil der Küken lief hinter dem Vater, der andere Teil, anscheinend die zuletzt geschlüpften und deshalb etwas kleineren Straußenkinder, rannten hinter der Mutter her. Der einzige Fehler, den die Strauße machten, war das sture Festhalten am Fahrweg, an den aber auch wir durch unseren Wagen gebunden waren. So folgten wir ihnen und verringerten unser Tempo, um die Tiere nicht zu sehr zu strapazieren. Bald versuchte die Straußenmutter uns zu verleiten. Sie zweigte vom Wege ab, auf dem die Jungen weiterliefen, schaukelte mit dem Körper hin und her, ließ die Flügel hängen und machte ganz den Eindruck eines kranken Vogels, der sich nur noch wenige Meter auf den Beinen halten kann, ehe er endgültig zusammenbricht. Sie wollte unsere Aufmerksamkeit von den Jungen ablenken und uns veranlassen, ihr zu folgen. Gern hätten wir ihr den Gefallen getan, aber auch ein geländegängiger Kraftwagen ist in einer dichtbestandenen Dornenbuschsteppe manövrierunfähig. Wir mußten auf der Piste bleiben. Schließlich setzten wir unsere Geschwindigkeit soweit herab, daß die Strauße einen Vorsprung gewinnen und dem Bann der Straße entweichen konnten.

Es war für mich interessant, daß auch Strauße „verleiten“, also ein Verhalten zeigen, das uns von anderen Vögeln bekannt ist, die, obwohl sie flugfähig sind, bei Annäherung des Feindes nicht auffliegen, sondern durch „Krankstellen“ den Feind von ihrem Gelege oder von den Küken hinweglocken.

Im unübersichtlichen Urwald ist eine Herdenbildung unvorteilhaft. Das unver-

meidliche Geräusch, das die Fortbewegung vieler Tiere im Unterholz verursacht, würde dem Feind, der sich in guter Deckung anschleichen kann, den Standort verraten. Die Tierkinder des Urwaldes ducken sich am Boden und verlassen ihr Versteck auch dann nicht, wenn der Feind ganz nahe an ihnen vorüberzieht. Ähnlich verhalten sich unsere Rehe. Der Mangel an biologischen Kenntnissen, die eigentlich zur allgemeinen Bildung gehören, ist schuld daran, daß sie vom Menschen aufgehoben und mit dem Bemerken in dem Zoo abgeliefert werden, die Mutter habe ihre Kinder verlassen. Es seien bedauernswerte Waisenkinder, die im Wald umgekommen wären, wenn sich der Mensch nicht ihrer angenommen hätte. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Ricke hätte natürlich ihre Kinder wieder aufgesucht, hätte sie gesäugt und gut aufgezogen, während wir uns im Zoo mit Ziegenmilch, Vitaminen und Mineralien bemühen müssen, künstlich herzustellen, was ihnen aus dem mütterlichen Quell natürlich zugeflossen wäre.

Die meisten Steppentiere suchen ihr Heil in schneller Flucht. Sie sind ausgezeichnete Kurzstreckenläufer. Urwaldtiere dagegen entziehen sich durch einige kurze Sprünge im Dickicht dem Auge des Verfolgers. Das Raubtier kann es sich leisten, unbeholfene Junge zur Welt zu bringen, die noch lange Zeit von der Mutter geschützt und gepflegt werden müssen, weil es seine Kinder verteidigen kann.

Aber nicht nur das Fehlen einer geeigneten Wochenstube kann zu Mißerfolgen in der Aufzucht junger Löwen führen. Mitunter wird auch ohne ersichtlichen Grund der ganze Wurf unmittelbar nach der Geburt von der Mutter aufgefressen. Besonders häufig geschieht das in Zoologischen Gärten nach der ersten Geburt. Es hat den Anschein, als wäre die erste Geburt nur eine Art Hauptprobe, denn dieselben Löwinnen ziehen später ihre nächsten Würfe völlig normal auf und erweisen sich als gute Mütter. Es ist natürlich sehr schwierig, festzustellen, ob die Löwinnen auch in freier Wildbahn ihren ersten Wurf fressen. Wer hat schon die Möglichkeit, Löwen längere Zeit zu beobachten oder gar eine Geburt zu belauschen. Ich möchte jedoch annehmen, daß ein solches rabenmütterliches Verhalten ebenso häufig in freier Wildbahn vorkommt, und erst bei der zweiten Geburt der Brutpflegeinstinkt voll gereift ist.

Im vergangenen Jahr hat Guggisberg, ein Schweizer Zoologe, der in Nairobi arbeitet und deshalb auch oft den nur wenige Fahrminuten von der Stadt entfernt liegenden Nationalpark besucht, eine Löwenmonographie herausgegeben. Darin schildert er auch ein Löwenrudel, das er viele Jahre beobachtete. In diesem Rudel befand sich eine Löwin, die sich immer wieder als Rabenmutter erwies und ihre Jungen wenige Wochen nach der Geburt vernachlässigte, weil sie schon wieder brünstig wurde und mit Mähnenlöwen zu flirten begann. Der Brutpflegeinstinkt wurde also durch die viel zu zeitig auftretende Brünstigkeit übertönt. Derartige Beobachtungen können wir auch in Zoologischen Gärten machen. Wir hatten im Dresdner Zoologischen Garten eine Löwin, die eine „Meisterin der

Liebe" war. Wenn sie längere Zeit mit einem Löwen zusammengelebt hatte, kam es häufig vor, daß dieser Löwe danach andere Löwinnen ablehnte, sofort aber freudig seine Auserwählte wieder aufnahm, wenn wir sie erneut zu ihm ließen. Keine Löwin konnte so schön ihren Kopf am mächtigen Haupt des Bemähnten reiben und dabei maunzende Liebeslaute ausstoßen wie sie. Keine andere rollte sich so herausfordernd, schlug so spielerisch mit weicher Pranke nach ihm, drängte sich so anschlüssig an ihn und fuhr so frech mit der Schwanzquaste über sein Gesicht wie sie. Aber eine gute Mutter war sie nicht. Spätestens am siebenten Tage fraß sie ihre Jungen und lief dann unruhig vor der Tür zum Nachbarkäfig auf und ab, weil sie dort den Löwen vermutete. Wir mußten ihr also spätestens nach der zweiten Woche die Löwenbabys wegnehmen und künstlich mit der Milchflasche aufziehen.

In freier Wildbahn ernähren sich die Löwenkinder in den ersten Wochen ausschließlich von Muttermilch. Bald jedoch interessieren sie sich für die Fleischstücke, die ihnen von der Mutter mitgebracht werden. Im Alter von etwa acht Wochen gehen sie mit zum Riß, reißen Fleischfasern von der Beute ab und fressen sie. Mit drei Monaten verlassen sie endgültig ihr Versteck und begleiten die Mutter auf den Jagdzügen, ohne sich jedoch selbst an der Jagd zu beteiligen. Wenn die Löwenkinder etwa sechs Monate alt sind, versiegt der mütterliche Milchquell. Jetzt sind sie auch kräftig genug, um größere Stücke von der Beute schneiden zu können, die sie gierig hinunterschlingen. Der Zahnwechsel, der sich gegen Ende des ersten Lebensjahres vollzieht, ist noch einmal eine Krisenzeit im Jugendalter des Raubtieres. Nach Berichten von Wildschützern sollen in dieser Zeit die Löwenkinder gegenüber Krankheiten besonders anfällig sein. Kaum fünfzig Prozent der Geborenen soll das erste Lebensjahr erreichen. Diese Zahl der Verluste erscheint sehr hoch, wird jedoch bei eingehender Überlegung glaubhaft. Wenn man berücksichtigt, daß die Neugeborenen oft viele Stunden in ihrem Versteck allein sein müssen, weil die Mutter auf Nahrungssuche ist, so mag besonders in den ersten Wochen der Verlust durch Hyänen, die ganze Wochenstuben ausräumen, beachtlich sein. Wer schon einmal miterlebt hat, mit welcher Hartnäckigkeit und Geduld Hyänen am Riß des Löwen warten, immer wieder versuchen, ein Stück der Beute zu ergattern, vertrieben werden, zurückkehren, sich erneut dem Riß nähern, wieder vom Löwen in die Flucht geschlagen werden und immer wieder zurückkommen, bis sie endlich ihr Ziel erreicht haben, weil der Durst den Löwen zwingt, zur Tränke zu gehen, der kann auch ermessen, daß Hyänen sich unermüdlich an Löwenmütter hängen und geduldig warten, bis die Kinder ungeschützt sind. Verluste werden aber auch auftreten, wenn die Löwin mit ihren Kindern zum Rudel zurückkehrt, denn am Riß gibt es immer Streit, und mancher Prankenschlag, der den erwachsenen Gefährten nur auf seinen Platz zurücktreiben soll, kann für die Kleinen schon tödlich sein.

Mit zehn Monaten nehmen die Jungen an der Jagd teil und werden von der Mutter unterrichtet, wie die Beute beschlichen und getötet wird. Ihre Ausbildung

ist spätestens nach einem halben Jahr beendet, denn wenn sie ein Alter von 18 Monaten erreicht haben, wird die Löwin wieder brünstig und schließt sich einem Löwen an. Die Jungen verschiedener Würfe vereinigen sich nun zu einem Jungesellenrudel, suchen sich ein eigenes Jagdrevier und ernähren sich selbst.

Ich hatte in Indien die Möglichkeit, eine Löwin zu beobachten, die mit ihren fast erwachsenen Kindern auf Jagd ging. Während die Mutter noch damit beschäftigt war, den Büffel zu töten, stürzten sich die Jungen auf die Beute und begannen, an dem sich strampelnd wehrenden Tier zu fressen. Diese grausame Schlachtung ist jedoch eine Ausnahme, die nur auf die Ungeduld der ungeübten Jungen zurückzuführen ist. In allen anderen Fällen hatte ich den Eindruck, daß die angefallenen Tiere kaum Schmerzen empfanden, sondern, wenn sie vom Löwen ergriffen worden waren, wie geschockt ruhig standen und ohne sich zu wehren oder einen Todeskampf zu zeigen, starben.

Wir müssen uns von dem Gedanken befreien, der sich leider in den letzten hundert Jahren immer mehr ausgebreitet hat, daß die Natur grausam sei. Charles Darwin, der zum ersten Male in seiner Entwicklungslehre vom „Kampf ums Dasein“ sprach, wollte damit keinesfalls zum Ausdruck bringen, daß in der Natur ein unerbittlicher, grausamer Kampf aller gegen alle herrscht, und nur das Recht des Stärkeren dominiert, der als Sieger aus den niemals endenden Gefechten hervorgeht. Das Gesetz vom „Kampf ums Dasein“ darf nicht mit dem „Fressen und Gefressenwerden“ übersetzt werden. Es will vielmehr Vorgänge der Veränderungen der Arten von Tieren und Pflanzen, die sich in riesigen Zeiträumen abspielten, erklären. Weder ein Löwe noch ein anderes Raubtier tötet nur aus Lust am Töten. Als Fleischfresser ist er gezwungen, auf Jagd zu gehen. Wenn er aber gesättigt ist, denkt er gar nicht daran, selbst wenn sich günstige Gelegenheiten bieten, Beute zu machen. Er schläft im Schatten einer Schirmakazie und interessiert sich nicht im geringsten für die Thomsongazellen, Gnus, Zebras oder die anderen Tiere, die an ihm vorüberziehen. Ganz anders kann das Verhalten sein, wenn das Raubtier in einen Kral einbricht und es plötzlich von verängstigt umherstürzenden Schafen, Ziegen und Rindern umgeben ist, eine Situation, die in freier Wildbahn nicht auftreten kann, weil die Flucht einer Zebra- oder Antilopenherde in der Steppe nicht durch Zäune verhindert oder eingeschränkt wird. In diesem aufregenden Durcheinander schreiender, um sich schlagender Tiere kann und wird es oft geschehen, daß der Löwe, Tiger, Leopard, Puma, Hyänenhund, Wolf oder welches andere Raubtier es auch sei, mehrere Tiere verletzt und tötet, weil die Panikstimmung auch das Raubtier in höchste Erregung versetzt. Aber das ist eine seltene Ausnahme. Sie darf keinesfalls zu dem leichtfertigen Urteil verleiten, das Raubtier sei eine blutrünstige Bestie, die im Blutrausch tötet. Durch Zählungen, die in Naturschutzparks vorgenommen wurden, wissen wir, daß ein Löwe im Jahr durchschnittlich zwanzig Tiere in der Größe eines Gnus schlägt. Die Menge, die er an Nahrung zu sich

nimmt, ist also geringer als die Fleischmenge, die er im Zoologischen Garten erhält. Da in den Naturschutzparks ein reicher Wildbestand vorhanden ist, der Löwe also mühelos bedeutend mehr Beute machen könnte, beweisen auch diese Zahlen, daß er nur tötet, um seinen Hunger zu stillen.

Wenn die sengend heiße Sonne über den dürren Buschwald von Gir aufgeht, verlassen die Shikaris als Fährtsucher, die im Dienste des Forstamtes von Sasangir stehen, ihre Hütten, um Löwen zu suchen. Sie wissen die Richtung, in die sie gehen müssen, denn wenige Stunden vor Morgengrauen rollte über die Hügel das Brüllen der großen Raubkatzen. Bald treffen sie auf frische Fährten, die sich im Staube gepflügter Felder abzeichnen. Ihre Größe läßt vermuten, daß es zwei Mähnenlöwen waren, die anscheinend auf der Suche nach Beute das Gelände durchstreiften. Noch vor Sonnenaufgang waren sie an der Viehtränke, zu der die Rabari abends ihre Ziegen und Hausbüffel treiben, haben ihren Durst gestillt und sind in den nahen Busch gezogen. Dort haben sie sich niedergelegt und werden ihr Lager während der lähmenden Tageshitze nicht verlassen. Diese Nachricht bringen uns die Shikaris zur Mittagszeit. Sie schlagen uns vor, nachmittags gegen vier Uhr aufzubrechen, damit wir die Löwen noch am gleichen Ort antreffen.

Auf diesem Pirschgang begleitet uns ein amerikanischer Ingenieur, der eine „Big Lion-Show“ bestellt hat. Drei Shikaris zwängen sich in unseren viersitzigen Geländewagen, in dem außer uns noch der Distriktsforstbeamte, sein Sohn, der Amerikaner und eine Ziege hineingepfercht wurden. Nach einer halben Stunde Fahrt hält der Wagen. Wir sind in der Nähe des Ruheplatzes der Löwen angelangt. Die Shikaris schultern ihre Vorderlader, ziehen die Ziege an einem Strick hinter sich her und verschwinden im Dornenbusch. Inzwischen hat uns auch der Lastwagen mit dem Büffelkalb erreicht, das der Ingenieur für die „Show“ kaufte. Es wird vom Forstmeister zwanzig Meter vor uns an einem Baumstumpf angebunden. Damit sind die Vorbereitungen getroffen. Die sensationelle Vorführung kann beginnen. Es wäre natürlich nicht notwendig, die Löwen mit einem lebenden Tier zu füttern. Dieses Zugeständnis, das den Touristen gemacht wurde, die einen Nervenkitzel wünschten, ist inzwischen auch von der Regierung des neuen Staates verboten worden. Uns aber wurde dadurch die Möglichkeit gegeben, eine Frage zu klären, die bisher nur durch Vermutungen beantwortet werden konnte: Wie tötet der Löwe seine Beute? Das Ergebnis unserer Beobachtungen war überraschend, fast unglaublich.

Aus dem Busch klingt das Meckern der Ziege und gleich darauf ein Schnalzen, wie es die Rabari hören lassen, wenn sie ihre Hausbüffel locken. Die Geräusche kommen näher, und schon nach kurzer Zeit tauchen die Shikaris mit ihrer Ziege wieder auf, hocken sich nieder, schnalzen mit der Zunge und kneifen die Ziege in den Schwanz, um ihr ein Meckern zu entlocken. Gespannt schauen sie hinter sich, wo wir zwischen den dünnen Stämmen der niedrigen, knorrigen Bäume eine Bewegung erkennen. Wir heben unsere Kameras schußbereit vor die Brust.

Jetzt können wir auch den Löwen, der wie ein Hund den Shikaris gefolgt ist, sehen. Er hat sich am Rand der Lichtung niedergelegt und blickt zu dem Kalb, das sich vor ihm auf der freien Fläche befindet. Auch das Kalb hat den Löwen entdeckt, zeigt aber keine Anzeichen von Erregung oder Angst. Noch einmal meckert die Ziege und schnalzen die Shikaris, ehe sie sich neben uns niederhocken. Sie haben ihre Vorderlader von der Schulter genommen. Hoffentlich machen sie von diesen nicht sehr vertrauenerweckenden Flinten keinen Gebrauch, denn ich weiß nicht, wie groß der Streuungsbereich dieser vorsintfluthlichen Gewehre ist. Da schiebt sich der Löwe, fast auf dem Bauche kriechend nach vorn, springt mit wenigen weich federnden Sätzen über die Lichtung, drückt mit der linken Pranke das Büffelkalb zu Boden und beißt es von unten in den Hals. Das alles geschieht schneller, als ich es niederschreiben kann. Völlig geräuschlos verläuft der Angriff. Auch das Kalb gibt keinen Laut von sich, schlägt nur mit den Hufen, als es unter dem Gewicht des Löwen zusammenbricht, und liegt dann, von der Pranke des Löwen immer noch niedergedrückt, auf der Seite. Es lebt noch. Ich sehe das Heben und Senken des Brustkorbes. Der Löwe hat seinen Biß nicht gelockert, sondern steht über der Beute und trinkt. Wahrhaftig – ich traue meinen Ohren nicht. Deutlich höre ich ein schlürfendes Saugen. Also wurde nicht die Wirbelsäule durch einen Prankenschlag oder einen Biß in den Nacken gebrochen, wie man es oft in den Büchern lesen kann. Der Löwe hat auch gar nicht mit der Pranke zugeschlagen. Er hat sie nur auf den Widerrist des Tieres gelegt. Ich schaue auf die Uhr. Immer noch trinkt der Löwe das warme Blut aus der Halsvene des Büffelkalbes. Kein Tropfen fällt zu Boden. Noch einmal geht eine leichte Bewegung durch den Körper des Beutetieres, dann strecken sich die Beine. Der Tod ist eingetreten. Wieder schaue ich auf die Uhr. Zwölf Minuten hat dieses Schächten gedauert. Der Löwe läßt den Hals des Kalbes fallen, dreht sich um und geht zum nächsten Baum, um sich im Schatten niederzulegen. Sein Bauch hängt, von Blut gefüllt, schwer herab.

Der Forstmeister schaut mich fragend an: „Haben sie fotografiert? Sind sie mit der Show zufrieden?“ Wir haben fotografiert. Ich hoffe, daß unsere Hände nicht zu sehr gezittert haben, denn als der Löwe das Büffelkalb angriff, also direkt auf uns zu rannte, wurden unsere Nerven auf eine harte Probe gestellt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Löwe nur zwei Sekunden benötigen würde, um auch die zwanzig Meter noch zurückzulegen, die uns von dem Büffelkalb trennen. „Wollen sie näher an die Löwen herangehen?“ fragt uns der Förster. Wir nicken mit dem Kopf und gehen, vom Förster begleitet, auf den Löwen zu, der müde in das grelle Licht blinzelt und uns keine Aufmerksamkeit schenkt. Erst als wir uns nur noch zehn Meter von ihm entfernt befinden, wie die Skala an meinem Teleobjektiv zeigt, wird er unruhig und schaut uns gespannt an. Der Förster gibt uns ein Zeichen, stehenzubleiben. Er lächelt uns an und ist stolz auf seine Löwenshow.

Wir untersuchen den Riß. Das Kalb zeigt keine Verletzungen, außer zwei Bißmarken im Hals. Ein Eckzahn hat die Vene angeschnitten. Auch die Pranke hat keine Wunde hinterlassen, nicht einen Kratzer. Wahrscheinlich hat der Löwe die Krallen gar nicht herausgebracht. Katzen können, im Gegensatz zu Hunden, ihre Krallen in Scheiden zurückziehen und sie so vor der Abnutzung beim Laufen schützen. In den nächsten Tagen haben wir die Gelegenheit, noch drei weitere Löwenshows mitzuerleben, die zu Ehren des Finanzministers und des Gesundheitsministers von Bombay veranstaltet werden. Sie verlaufen auf die gleiche Weise. Auch die Förster bestätigen uns, daß die Löwen ihre Beute immer durch Aussaugen des Blutes töten. Es ist möglich, daß dieses Verhalten nur die indischen Löwen zeigen. Ich habe daraufhin noch einmal die Löwenliteratur durchgesehen und besonders bei Guggisberg, der ein ganzes Kapitel dem Verhalten des Löwen gegenüber seiner Beute widmet, interessante Hinweise gefunden, die vermuten lassen, daß auch der afrikanische Löwe gar nicht selten auf dieselbe Weise seine Opfer tötet. Ich zitiere einige Stellen aus seinem Buch:

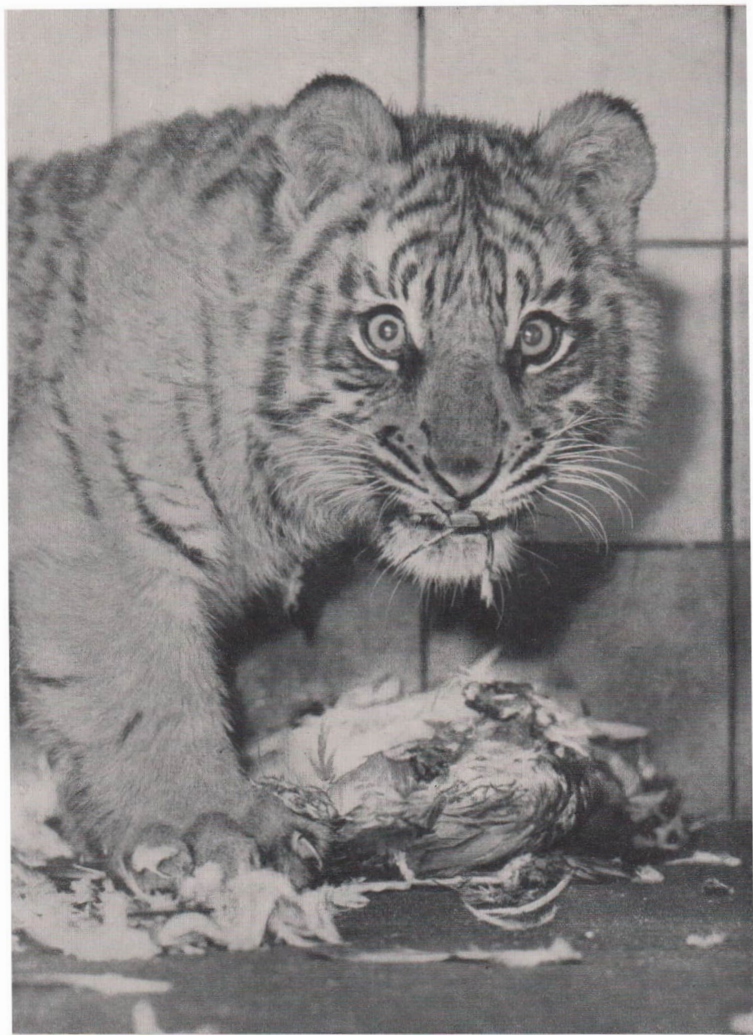
„Das Gnu kalb stand mit dem Rücken zur Löwin, konnte das Raubtier nicht sehen, hörte auch nichts. Jetzt war die Löwin bei ihm – mit einem seitlich geführten Prankenhieb warf sie es zu Boden, packte es mit den Fängen am Halse und hielt es einige Sekunden lang fest. Schluß! Das Gnu hatte kaum Zeit gehabt, schwach mit den Läufen zu schlagen, nun lag es vollkommen regungslos.“

„Mein Staunen nahm aber noch zu, als die Löwin beim Verlassen des hohen Grases vorwärtsschnellte und in langen Sprüngen auf die Gazelle zujagte. Natürlich setzte sogleich eine allgemeine Flucht ein, aber die Jägerin blieb den Gazellen beharrlich auf den Fersen, und bald wurde es klar, daß sie das Kitz als Opfer auserwählt hatte. Die Hetze zog sich über vier- bis fünfhundert Meter hin – die längste Strecke, die ich einen Löwen habe galoppieren sehen –, und der Abstand zwischen den beiden Tieren verringerte sich langsam, aber sicher. Im letzten Augenblick schlug das Kitz einen Haken, aber die Löwin schwenkte fast ebenso rasch ab, holte es nach weiteren zwanzig bis dreißig Metern ein, warf es um und packte es am Halse. Wenige Minuten später nahm sie ihre Beute auf und trug sie mit auf dem Boden schleifenden Hinterläufen dem Walde zu.“

„Als die Zebras mehr oder weniger die Höhe der Löwinnen erreicht hatten, verhofften sie plötzlich und äugten zurück. In diesem Augenblick griff die nähere Löwin in vollem Galopp an und sprang auf ihr Opfer. Im Nu war alles vorüber. Sie warf das Zebra nieder und packte es mit Blitzesschnelle an der Kehle. Das Tier zappelte kaum. Die nun wirklich aufgeschreckte Herde preschte in wilder Panik davon, gerade auf die zweite Löwin zu. Diese griff an, als die Zebras etwa 30 Yards von ihr vorüberkamen, und schien keine Schwierigkeiten zu haben, eines von ihnen einzuholen. Sie sprang es an und schien es, wie die erste Löwin, gleichzeitig am Halse zu fassen. Sprung und Zugriff waren eine einzige Bewegung. Der Rest des Rudels kam nun angetrottet.“



Im Gegensatz zum Löwen ist der Tiger ein Einzelgänger.



Auch im zoologischen Garten erhalten Jung-
tiger hin und wieder eine Geflügel Mahlzeit.



Wahrscheinlich durch die übermäßige Jagd, die in der Vergangenheit von englischen Kolonialoffizieren ausgeübt wurde, sind Löwen mit starker Mähne in Indien selten geworden.



Eine Löwenmutter mit ihren drei fast erwachsenen Kindern am Büffelriß in Sasongir.

„Von allen Löwenopfern, die Blainey Percival untersuchte, hatten nur zwei Hartebeeste einen gebrochenen Hals. Meist konnte ein Biß im Nacken, manchmal auch am Halse festgestellt werden, desgleichen Krallenrisse auf Gesicht und Nase.“

„Eine Löwin, die im Krügerpark einen Impalabock schlug, richtete sich ebenfalls auf den Hinterbeinen in die Höhe, legte eine Pranke auf den Rücken der Antilope und verbiß sich in deren Hals. Der Bock schwankte ein paar Sekunden, wurde dann umgeworfen, und beide Tiere rollten sich am Boden. Nach wenigen Augenblicken erhob sich die Löwin, ohne ihren Griff am Halse der nun anscheinend toten Impala zu lockern. Der Beobachter, der das Vorkommnis beschreibt, vermutet allerdings, daß das Opfer sich schon im Sturz den Hals brach.“

„In Nordrhodesien wurden zwei junge Büffel mit aufgerissenen Kehlen gefunden; es sah aus, als ob die Löwen sich in diesem Fall ins Gras geduckt hätten, um dann die vorbeiwandelnden Büffel von unten anzupacken. In ähnlicher Weise töteten Löwen einen jungen Elefanten, dessen noch ganz frischen Kadaver Selous zu untersuchen Gelegenheit hatte. Die einzigen Wunden waren tiefe Bisse an der Kehle.“

Diese Beispiele mögen genügen. In keinem Falle war es dem Beobachter möglich gewesen, nachdem der Löwe seine Beute gepackt hatte, aus der Nähe das Sterben des Tieres zu beobachten. Die Aussage, daß der Löwe durch einen Halsbiß das Genick des Beutetieres brach, ist eine reine Vermutung. Auch Untersuchungen am Reiß, die zu dem Ergebnis führten, das Genick sei ausgerenkt, können keinen Anspruch auf Beweiskraft erheben, denn diese Verletzung kann auch nach dem Tode durch das Wegschleppen der Beute, die der Löwe dabei am Halse packt, hervorgerufen worden sein. Natürlich wird das Töten durch Ausbluten nicht die einzige Form des Beutemachens sein, die vom Löwen angewendet wird. Sie wird aber sicher sehr häufig gebraucht, auch wenn sie bisher nicht einmal vermutet wurde.

Die Zoologen sammeln alle Feststellungen über die Verhaltensweisen der Tiere, denn sie erweitern unsere Kenntnis von der Psyche des Tieres.

IM GRASDCHUNGEL DER PANZERNASHÖRNER

Es waren verschiedene Gründe, die mich veranlaßten, im März 1959 nach Assam zu reisen, um die Panzernashörner im Sumpfbgebiet des Brahmaputra zu beobachten. Meine ersten Begegnungen mit Nashörnern in freier Wildbahn hatte ich in den Jahren 1955 und 1956/57 in Ostafrika. Damals hielt ich mich am Fuße des Meru auf, um Beobachtungen zur Soziologie und Biologie der Colobusaffen zu machen. Fast täglich stieß ich in den Steppengebieten, die sich an den Bergwald des Meru anschließen, auf Spitzmaulnashörner. Leider blieb mir zu wenig Zeit, um mich mit den Lebensgewohnheiten dieser Riesen der Tierwelt

eingehend vertraut machen zu können. Aber die häufigen, meist nur flüchtigen Begegnungen mit den ostafrikanischen Nashörnern hatten mein Interesse an diesen Tieren geweckt. Außerdem wurden in den letzten Jahren die ersten Zuchterfolge mit Nashörnern aus den Tiergärten gemeldet. Spitzmaulnashörner und Panzernashörner brachten nach dem Kriege in verschiedenen Zoologischen Gärten Junge zur Welt und zogen sie auf.

Schließlich erhielt ich durch eine Unterhaltung mit einem Mitglied der Handelsvertretung der DDR in Kalkutta Informationen über das größte Panzernashornreservat in Indien, die in mir die Hoffnung verstärkten, daß es möglich sein müßte, Beobachtungen von Panzernashörnern in diesem Gebiet ohne besondere Schwierigkeiten durchzuführen.

Ein Überblick über die einschlägige Literatur ergab, daß über die Biologie der Panzernashörner fast nichts bekannt war. Außer einigen Gelegenheitsbeobachtungen, die nicht von Zoologen stammten, gab es keine Veröffentlichung über diese Tiere, von denen, nach den letzten amtlichen Meldungen indischer Forstämter, noch etwa 450 Exemplare in Indien leben sollten. Die neuesten Schätzungszahlen für den in Nepal lebenden Panzernashornbestand schwanken zwischen 50 und 200 Tieren. Bengt Berg hatte sich in den dreißiger Jahren mehrere Wochen in Bengalen aufgehalten, um Panzernashörner zu fotografieren. Er brachte eine Anzahl ausgezeichnete Blitzlichtaufnahmen mit, die in seinem Buch „Meine Jagd nach dem Einhorn“ veröffentlicht wurden. Über die Lebensweise dieser Riesen konnte auch er nichts berichten. Bengt Berg sah die Panzernashörner fast ausschließlich auf seinen fotografischen Platten, die er von den Nashörnern selbst belichten ließ, wenn die Tiere nachts auf ihren Wechselliegen entlang liefen und dabei den Kontakt der Blitzlichtanlage auslösten.

Es war also zoologisches Neuland, das ich betrat, als ich, von meiner Frau begleitet, zu den Panzernashörnern nach Assam flog.

Wird es mir gelingen, die Panzernashörner zu finden? Wird es möglich sein, sie einige Wochen lang täglich ungestört zu beobachten und zu fotografieren? Diese Fragen beschäftigten mich immer wieder, während wir uns mit der Air India schnell dem Ziel unserer Reise näherten. Wenn es, wie mir unser Handelsvertreter mitteilte, nicht schwierig ist, die Panzernashörner zu sehen, warum hatte sich dann noch niemand vor mir dieser interessanten zoologischen Aufgabe gewidmet? Bengt Berg schreibt in seinem Buch, daß die Panzernashörner im hohen Elefantengrassdschungel leben und auf tunnelartigen Wechselliegen, für den Beobachter unsichtbar, durch das Dickicht wandern. Haben die Nashörner von Assam eine andere Lebensweise als ihre Artgenossen in Bengalen? Diese und ähnliche Fragen bewegten mich auf dem Flug nach Bombay. Immer wieder legte ich sie mir vor, ohne mir selbst eine befriedigende Antwort geben zu können, die meine Zweifel zerstreut hätte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei unserer Handelsvertretung in Kalkutta, die mir die Gewißheit gab, daß die zuständigen indischen Forstämter von unserer

Ankunft verständigt und die Reitelefanten für uns bestellt worden waren, flogen wir nach Jorhat, einem der östlichsten Flugplätze Indiens. Nach mehrstündiger Fahrt mit einem Kraftwagen, den wir uns von einer Reparaturwerkstatt entliehen, erreichten wir die Forststation Kohora, die am Fuße der Mikirberge liegt. Zwischen den Mikirbergen und dem Südufer des Brahmaputra breitet sich ein großes Sumpfggebiet aus, das während der Monsunzeit vom Brahmaputra überschwemmt wird. In diesem Sumpfggebiet liegt Kaziranga, das größte Schutzgebiet der Panzernashörner. Es untersteht der Kontrolle der Förster von Kohora. Dank der zahlreichen Inspektionsgänge, die von den Förstern fast täglich in das Reservat unternommen werden, ist es gelungen, das Wildern von Nashörnern völlig zu unterdrücken. Das letzte Nashorn wurde im Jahre 1948 gewildert.

Das Horn vom Nashorn steht auch heute noch auf dem schwarzen Markt von Hongkong in gutem Kurs, denn in pulverisiertem Zustand soll es ein wirkungsvolles Aphrodisiacum sein.

Schon unser erster Ritt auf einem Elefanten in den Grasdschungel des Reservates, das etwa eine halbe Reitstunde von der Forststation entfernt liegt, brachte uns Begegnungen mit Panzernashörnern. Der Mahout, der unseren Elefanten lenkte, kannte offensichtlich die Tageseinteilung der Nashörner sehr gut, denn es gelang ihm, uns in wenigen Stunden zwölf Nashörner zu zeigen. Außerdem gewannen wir einen guten Überblick über die Geländebeschaffenheit. Das Reservat ist mit Elefantengras bedeckt, das an manchen Stellen bis zu fünf Meter hoch wird und dem Beobachter jede Sicht nimmt, denn es schlägt sogar über dem Reiter, der auf dem Elefanten sitzt, zusammen. Es werden aber weite Gebiete des Grasdschungels von den Forstbeamten in den Monaten Januar bis März abgebrannt, um auf der Suche nach Wilderern eine bessere Übersicht zu gewinnen. Die meisten der feuchten Grasstengel widerstehen jedoch dem Flammenmeer. Nur ihre Blätter verbrennen. So bleiben die gelben, ausgedörrten Grasstengel stehen und ergeben einen lichten Dschungel rußiger Spieße, der vom Rücken des Elefanten aus gut zu überblicken ist.

Grüne, mit niedrigen Kräutern bestandene sumpfige Wiesen bilden Lichtungen im Dschungel. Sie werden von den Nashörnern zum Äsen aufgesucht. Die Kräuter, Gräser und Wasserhyazinthen, die auf diesen Sumpfwiesen wachsen, werden von den Panzernashörnern gern gefressen. Auch am Ufer des Brahmaputra, der die Nordgrenze des Reservates bildet, breiten sich große Wiesen aus, die leider auch heute noch den Hausbüffeln nepalesischer Viehzüchter als Weideland dienen. Diese Büffel, ihr Bestand wird auf 2000 Stück geschätzt, bilden eine ständige Gefahr für alle Tiere im Reservat, weil sie Träger verschiedener Seuchen sein können. So wird eine Milzbrandepidemie, die im Jahre 1949 im Kaziranga-Schutzgebiet ausbrach und neben anderen Wildtieren auch 40 Panzernashörner dahinraffte, auf diese Hausbüffel zurückgeführt. Die Regierung von Assam hat deshalb verfügt, daß der Bestand an Haustieren im

Reservat nicht vermehrt werden darf und auch Abgänge durch Tod nicht ersetzt werden dürfen. Sie hofft, daß schon in wenigen Jahren auf diese Weise der Haustierbestand sich beachtlich verringern wird und die Nepalesen das Reservat verlassen werden. Die Gefahr einer direkten Ansteckung ist insofern besonders groß, als wilde Wasserbüffelbullen nicht selten sich zu den halbwild im Reservat lebenden Herden der Hausbüffel gesellen.

Außerdem bilden die Überschwemmungen des Brahmaputra während der Monsunzeit eine Gefahr für die Panzernashörner. Dann stehen große Gebiete des Reservates unter Wasser und das Wild ist gezwungen, in den Wäldern der Mikirberge, die sich im Süden des Schutzgebietes erheben, Zuflucht zu suchen. Es ist deshalb vorgesehen, auch diese Rückzugsgebiete dem Reservat mit anzugliedern.

Neben den Panzernashörnern leben im Kaziranga-Reservat Elefanten, Sambarhirsche, Barasingahirsche, Schweinshirsche, Muntjaks, einige wenige Gaur, Tiger, Leoparden, Lippenbären und Wildschweine. Nur der Tiger ist als Feind der Panzernashörner zu betrachten. Laut Mitteilung des Forstmeisters wurden in der Zeit vom April 1958 bis April 1960 sechs Nashornbabys von Tigern getötet. Meist kommt der Tiger jedoch nicht dazu, seine Beute zu fressen, weil er stets von der Mutter vertrieben wird. Leider haben wir nur einmal einen Tiger durch das Elefantengras huschen sehen. Seine Anwesenheit aber wurde uns vorher vom Reitelefanten gemeldet.

Der Elefant hatte die Ohren abgestellt, den Rüssel erhoben, hatte Witterung genommen und den Rüssel wieder fallen lassen, wobei er die eingesogene Luft mit lautem Knall aus dem Rüssel schlug. Mit diesem „Paukenschlag“ meldete uns jeder Reitelefant die Nähe von Tiger oder Leopard. Ob diese Lautäußerung auch bei den wilden Elefanten die Bedeutung eines Warnsignals hat, das den Artgenossen von der entdeckten Gefahr Kenntnis gibt, kann ich jedoch nicht sagen.

Schon unsere ersten Begegnungen mit Panzernashörnern zeigten, wie wenig leistungsfähig die Augen dieser Riesen der Tierwelt sind. Wir konnten uns ihnen, natürlich nur gegen den Wind, bis auf fünfzig, manchmal sogar auf zwanzig Meter nähern, ohne daß sie die Flucht ergriffen. Wohl hörten sie das Knacken des trockenen Grases, das unter den breiten Sohlen des Elefanten zertreten wurde, aber sie sahen uns, auch wenn wir über offenes Gelände ritten, nicht. Mit erhobenem Kopf und geblähten Nasen versuchten sie, Witterung zu erhalten. Schlug der Wid um, dann flohen sie oft schon, bevor wir uns ihnen auf 150 Meter genähert hatten. Wenn sie das Kommen des Unbekannten hörten, gaben sie Drohlaut, indem sie Luft schnaubend durch das fast geschlossene Maul bliesen. Auf gleiche Art drohten sie auch dem sich nähernden Artgenossen, der mit denselben Lauten antwortete. Daß diese Lautäußerung nicht ein Bestandteil des Angriffes ist, beweist die Tatsache, daß auf diesen Drohlaut Flucht oder Angriff folgen konnte, wobei der Angriff stets völlig lautlos verlief.

Stets aber war die Orientierung gegenüber dem vermuteten, aber noch nicht genau festgestellten Feind mit Drohlaut verbunden, der auch andere, in der Nähe befindliche Nashörner beunruhigte, von ihnen aufgegriffen und weitergegeben wurde. Hatte das Nashorn ein Junges bei sich, so stellte sich das Kalb, wenn es den Drohlaut vernahm, in Fluchtrichtung, auf offenen Flächen also immer in Richtung zum Elefantengrassdchungel. Auf der Flucht lief es stets vor der Mutter her, während es auf den ungestörten Wanderungen nur in 75 % der von uns beobachteten Fälle vor der Mutter lief. Daß die Mutter ihrem Kalb die Richtung weist, indem sie es mit dem Horn leicht anstößt, konnten wir nicht feststellen.

Die Forststation Kohora besitzt zwölf Arbeitselefanten, aber nur einer von ihnen, Mohor genannt, wagt es, einem angreifenden Nashorn standzuhalten. Alle anderen ergreifen die Flucht. Auch die wilden Elefanten weichen den Nashörnern aus und werden von ihnen, wie uns die Förster berichteten, vertrieben. Jeder Streifzug, den wir in das Reservat von Kaziranga machen, bestätigt unsere Vermutung, die wir schon nach den ersten Beobachtungen hegten, daß die Nashörner fest an Territorien gebunden sind. Wir treffen an bestimmten Orten zu bestimmten Tageszeiten immer wieder auf dieselben Tiere. Die Panzernashörner sind keineswegs über das ganze Schutzgebiet verteilt. Das zeigt auch die Karte, die im Bungalow von Kohora hängt. Auf dieser Karte ist das Reservat in Gebiete für Nashörner, Elefanten, Wasserbüffel und Hirsche eingeteilt. Oft reiten wir viele Stunden durch den Elefantengrassdchungel, ohne daß wir auch nur ein einziges Nashorn finden. Schweinschirke, Muntjaks, Barasingas und Wildschweine sind in diesen Gegenden häufig zu sehen, aber Nashörner nicht. Dann treffen wir wieder auf Gebiete, die von Panzernashörnern dicht besiedelt sind, obwohl wir keine Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit oder im Pflanzenwuchs feststellen können. Bis auf die kleinen Waldstreifen, die da und dort das Gelände durchziehen, begegnet uns überall dieselbe Landschaft: weite Elefantengrassdchungel, mit Wasserhyazinthen bewachsene Seen und Sumpfwiesen. Der Grund, der die Nashörner veranlaßt, bestimmte Gebiete als ihre Wohnbereiche zu erwählen, kann nur in der Psyche der Tiere zu finden sein. Anscheinend fühlen sie sich nur wohl, wenn Artgenossen in der Nähe sind, auch wenn sie immer den Abstand wahren. Kontakttiere, die eine Berührung mit dem Artgenossen anstreben, sind die Nashörner nicht. Im Gegenteil, sie verteidigen ihre Territorien, ihre Wohnbezirke. Es war nicht einfach, die Struktur dieser Wohnbezirke herauszufinden. Langsam jedoch zeichnet sich auf unserer Skizze, in die wir täglich die Standorte der Panzernashörner eintragen, die Situation im großen Gemeinschaftsterritorium der Panzernashörner ab. Jedes Nashorn beansprucht und verteidigt einen bestimmten Platz auf den Sumpfwiesen, den es während der Mahlzeiten aufsucht. Morgens zwischen 7.30 Uhr und 9.30 Uhr treffen wir bei sonnigem Wetter die Panzernashörner auf den Äsungswiesen an; jedes Nashorn immer wieder auf seinem Platz. Wenn es kalt und feucht ist,

bleiben sie länger in den „Betten“ und verlassen ihre Ruheplätze erst gegen 10 Uhr. Brennt die Sonne heiß auf das Land hernieder, kürzen sie ihr Frühstück auf den Sumpfwiesen ab und suchen schon gegen 9 Uhr die Suhlen und Seen auf, um sich im kühlen Schlamm oder Wasser niederzulegen und bei dieser Gelegenheit auch die saftigen Wasserhyazinthen zu äsen. Wenn die Sonne in der Mittagszeit fast senkrecht am Himmel steht und die Hitze lähmend über dem Sumpfland brütet, legen sich die Nashörner auf ihren Ruheplätzen im Schatten des hohen Elefantengrases nieder und halten bis gegen 15 Uhr Mittagsschlaf.

Dann wandern sie wieder zu den Äsungswiesen, um ihren Hunger zu stillen. Erst nach Mitternacht suchen sie die Schlafplätze auf, um bis zum Sonnenaufgang zu ruhen.

Schlafplatz, Suhle, Bad und Äsungsgebiet sind durch Wechsel miteinander verbunden. Verteidigt und als persönlichen Grundbesitz betrachtet werden aber anscheinend nur der Schlafplatz und der Äsungsplatz. Die Wechsel sind „öffentliche Straßen“, die allen Nashörnern gehören. Sie durchziehen das ganze Nashorngebiet und münden auf den Sumpfwiesen und am Rande der Suhlen und Seen. Nur die Abzweigungen, die zu den bestimmten Nashörnern gehörenden Äsungsgebieten und Schlafplätzen führen, sind „Privatstraßen“ und werden von ihren Besitzern gegenüber Artgenossen verteidigt. Am Eingangstor zu den öffentlichen Tunnelstraßen, also am Rande der Lichtungen, Sumpfwiesen, Suhlen und Seen sind die Kotberge der Nashörner auffallend häufig, im Innern des Grasdschungels dagegen sehr selten. Wir haben uns lange überlegt, warum die Panzernashörner solche Kotberge anlegen, warum sie nicht, wie es die meisten anderen Tiere tun, ihre Exkremente einfach wahllos irgendwo ablegen. Auf diese Frage fanden wir vorerst keine Antwort. Wie wichtig aber diese Kotberge sein müssen, bewies uns ein Nashornbulle, der auf der Flucht vor uns an einem solchen Kothügel vorüberkam, anhielt, schnell sein Äpfelchen abgab und dann weiterannte. Wenn ein Nashorn sogar die Flucht unterbricht, um den Kotberg aufzufrischen, dann müssen die Kothügel eine sehr bedeutende Funktion haben. Wieder schauten wir uns die Skizze an, in der wir inzwischen auch die Kothügel eingetragen hatten, und plötzlich kam uns die Erleuchtung. Wie konnten wir nur so blind gewesen sein. Die Kotberge markierten doch ganz deutlich die Eingänge zu den Tunnelwechsellern. Wohin fliehen denn die Nashörner bei Gefahr? Natürlich in das hohe Elefantengras, das sie sofort vor dem Feind verbirgt. Wie aber sollten sie die Eingänge zu den Tunneln schnell finden, wenn ihre Augen so schlecht sind, daß sie selbst auf wenige Meter einen stillstehenden Reitelefanten nicht entdecken können. Sie müssen sich mittels ihrer Nase orientieren. Deshalb müssen die Eingänge duften, und sie duften nach Nashorn, wenn dort die Kothügel liegen. Deshalb ist auch jedes Nashorn, das an einem solchen Hügel vorbeigeht, bestrebt, seinen Anteil zu entrichten, denn nur frischer, von der Sonne nicht ausgetrockneter Mist kann einen Geruch

ausströmen. So sind die Hügel nichts anderes als Duftschilder, die den Eingang zu einem öffentlichen Wechsel kenntlich machen.

Auch die Entstehung der Kothügel am Rande der Lichtungen ist vorstellbar. Jede offene Fläche ist ein Gebiet, das erhöhte Wachsamkeit erfordert, denn auf diesen übersichtlichen Sumpfwiesen steht das Tier wie eine Zielscheibe, während sich der Feind in guter Deckung unbemerkt nähern kann. Bevor ein Tier auf offene Flächen heraustritt, sichert es lange. Es befindet sich in größter Erregung, und dieses Aufgeregtsein, das eine Beanspruchung des Vagusnerves bedeutet, führt häufig zu einer erhöhten Darmtätigkeit. Das Nashorn löst sich. Während aber die meisten Tiere ihre Exkremente einfach dort fallen lassen, wo sie gerade stehen, sucht das Nashorn den Kothügel auf. Im Innern des Dschungels fanden wir häufig auch Nashornlosung, aber nicht zu Hügel aufgeschichtet, sondern auf den Wechsellern verstreut und zertritten.

Unsere Panzernashörner sind also keine echten Einzelgänger. Sie brauchen die Nähe des Artgenossen, den sie jedoch von ihren Äsungs- und Schlafplätzen vertreiben.

Dieses Beisammenleben ist kein Miteinanderleben, wie wir es bei den Breitmaulnashörnern finden. Vielleicht zeigen die verschiedenen Nashornarten auch die verschiedenen Grade des Gemeinschaftslebens. Während das Sumatranashorn wahrscheinlich echter Einzelgänger ist, leben Javanashorn, Panzernashorn und Spitzmaulnashorn in Gemeinschaft, die aber noch keine Herden darstellen, weil mindestens Schlaf- und Äsungsplätze Territorien sind, die von ihren Eigentümern verteidigt werden. Daß aber die Panzernashörner sich trotzdem zeitweilig zu Herden zusammenschließen, sollten wir eines Tages zu unserer größten Überraschung vor Augen geführt bekommen. Sie besitzen auch alle Lautäußerungen, die für ein Herdenleben notwendig sind: Warnlaute, Kontaklaute, Begrüßungslaute und zahlreiche andere Lautäußerungen, die dem Artgenossen Mitteilung über wesentliche Vorgänge in der Umwelt machen können. Insofern bildet das Beisammenleben der Panzernashörner schon den Übergang zu dem Herdenleben der Breitmaulnashörner, die in ihrem Charakter immer wieder als verträgliche Tiere geschildert werden und auch während des Äsens und beim Schlafen oft zu acht und mehr Tieren dicht nebeneinander angetroffen werden.

Das Verhalten der Nashörner beim Angriff – wir erlebten 12 Nashornangriffe – läßt vermuten, daß die Berichte, die wir über Panzernashörner in alten Tierbüchern gelesen hatten, teilweise auf ausgezeichneten Beobachtungen beruhen. In diesen Berichten wird nämlich als gefährliche Waffe der Panzernashörner die mit scharfen Dornen besetzte Zunge genannt, mit der sie furchtbare Wunden reißen. Also nicht das Horn wird als Waffe geschildert, sondern im Maul soll die Waffe verborgen sein. Die beim Angriff nach vorn gestreckte Haltung des Kopfes macht es uns sehr wahrscheinlich, daß die Panzernashörner nicht mit dem Horn stoßen, wie es ihre afrikanischen Verwandten tun, sondern beißen.

Die kleine Verwechslung von Zunge und Zähnen dürfen wir den alten Bericht-
erstatlern verzeihen.

Ein Gespräch mit dem Forstmeister, der wiederholt erlebt hat, daß Nashörner
den Reitelefanten tiefe Wunden beibrachten, ergänzt unsere Feststellungen.
Wenn das Nashorn kämpft, zieht es die Lippen zurück und legt die schräg nach
vorn gestellten unteren Schneidezähne frei. Blitzschnell schlägt es den Kopf
nach der Seite und reißt mit den schaufelförmigen Schneidezähnen tiefe Wun-
den. Es kann aber auch schnappen und beißen. Die meisten Narben, die von
den Kämpfen der Nashörner untereinander herrühren, sitzen auf dem Nacken-
panzer und an den hinteren Oberschenkeln in der Nähe des Afters. Diese
Höhe könnte das Horn des Nashorns nie erreichen, es sei denn, daß sich die
Kämpfenden auf den Hinterfüßen aufrichten und nach hinten fallen lassen
würden, was natürlich undenkbar ist.

Eines Tages machen wir eine besonders interessante Entdeckung. In einem
See, der mit Wasserhyazinthen dicht bedeckt ist, liegen neun Nashörner eng
beieinander. Wir werden diesen Anblick der neun Riesen im Wasserhyazinthen-
sumpf nie vergessen. Auch die erste Begegnung mit einer Elefantenherde in
Ostafrika verblaßt hinter diesem Erlebnis. Wie ein Blick in die Urzeit war das
gewaltige Bild, das sich unseren Augen darbot. Die Begegnung mit den neun im
See dicht beieinanderliegenden Panzernashörnern hat aber auch gezeigt, daß
diese Riesen nicht immer so unverträglich untereinander sind, wie man es ihnen
nachredet. Wir hatten sogar das Gefühl, daß die Panzernashörner hier die Be-
rührung mit dem Artgenossen suchen und sich besonders wohlfühlen, wenn sie
dicht nebeneinander liegen können. Denn wie sollten wir uns anders die Tat-
sache erklären, daß sie sich auf so engem Raum zusammendrängten, während
doch der See groß genug war, um sich weit voneinander entfernt niederzulegen.
Treue Begleiter der Panzernashörner sind die Kuhreiher, die auch gern auf dem
Rücken der Nashörner sitzen, wie die vielen kalkweißen Visitenkarten zeigen,
die sie ihrem Reittier auf den Rücken spritzen. Außerdem sind noch Drongos und
Maynastare häufig mit Panzernashörnern vergesellschaftet, denn die dicke Haut
der gepanzerten Riesen ist für insektenfressende Vögel ein reichgedeckter Tisch.
Ihre scharfen Augen erspähen jede Zecke, die ihren Saugrüssel in die Haut des
Nashorns gebohrt hat und jede Fliege, die sich auf dem warmen Körper nieder-
läßt. Emsig hüpfen die kleinen Vögel auf dem Rücken ihres Wirtes umher und
suchen sorgfältig das Ungeziefer ab. Die Kuhreiher suchen aber auch auf dem
Boden zwischen den Beinen der Panzernashörner nach Beutetieren. Bei jedem
Schritt sinken die Nashörner, die ein Gewicht von mehr als dreißig Zentnern er-
reichen, tief in den sumpfigen Boden ein. Die sich schnell wieder mit Wasser
füllenden Trittlöcher enthalten kleine Fische, Mückenlarven, Kaulquappen, Blut-
egel und zahlreiche andere kleine Tierchen, die von den Kuhreihern gern ge-
fressen werden. Gleichzeitig beobachten sie den dicken Bauch der Nashörner
über sich und springen nach den Insekten, die auf ihm landen. Oft sind in der



Oben: Wenige Meter vor dem
Büffelkalb duckt sich die Löwin.

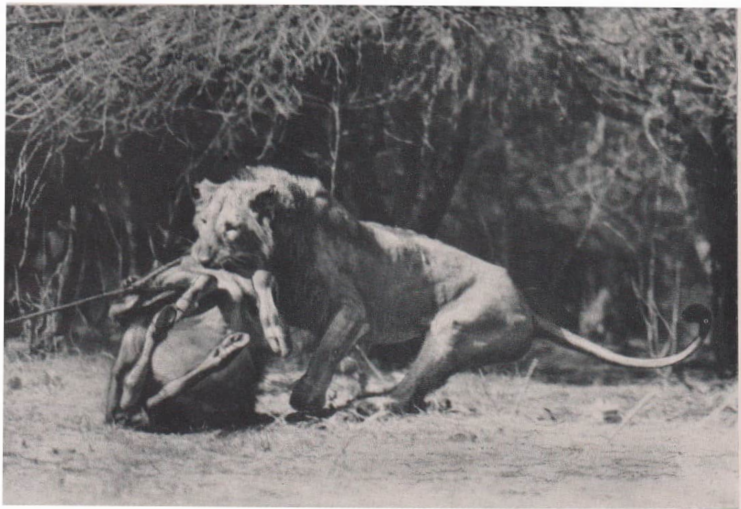
Unten: Sie beißt das Kalb in den Hals . . .



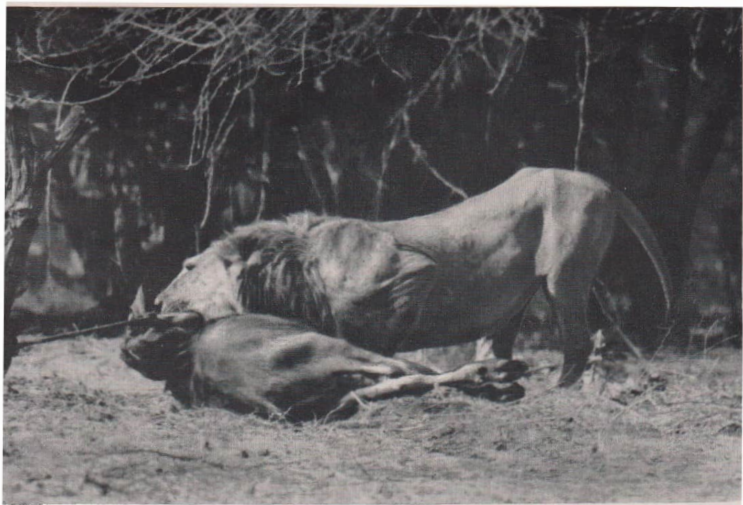
Oben: . . . wirft es zu Boden und beginnt das Blut aus der Halsschlagader zu trinken.



Unten: Der Darm wird durch das Maul gezogen und so von seinem Inhalt gereinigt.



Oben: Auch der Mähnenlöwe beißt
in den Hals des Büffels...



Unten: ... und läßt die Beute in
sein Maul ausbluten.



Oben: Zuerst schneidet der Löwe seine Beute am After an.



Unten: Durch zwei Stäbchen sind die Bißmarken am Halse des vom Löwen getöteten Büffelkalbes gekennzeichnet.

Nähe der Nashörner auch Fischreiher und Purpurreiher zu sehen, doch sie gehören nicht wie Kuhreiher, Maynas und schwarze Drongos zu den ständigen Begleitern dieser Dickhäuter.

Diesen gefiederten Kosmetikern, die eine systematische Hautpflege an den Panzernashörnern betreiben, wird gleichzeitig eine Wächterfunktion zugeschrieben. Während das Nashorn dem Vogel seine dicke Haut als Äsungsplatz überläßt, soll dieser seinen „Brotgeber“ durch Auffliegen vor der Annäherung eines Feindes warnen. Weil das graue Panzertier von der Natur so stiefmütterlich mit Sinnesorganen ausgerüstet ist, weil es durch seine Kurzsichtigkeit den Feind viel zu spät bemerken würde, sei ihm eine gefiederte, scharfgesichtige Schildwache beigegeben, die schon von weitem die herannahende Gefahr erkennt und ihren Wirt durch Auffliegen vor dem sich nahenden Feind warnt. Schon bei unserer ersten Begegnung mit den treuen Begleitern des Panzernashorns kamen uns Zweifel an dieser Theorie, die sich bei jedem weiteren Zusammentreffen verstärkten. Wenn wir uns auf dem Elefanten sitzend bei günstigem Wind den Nashörnern näherten, ließen sich die Reiher nicht im geringsten bei ihrer Insektenjagd stören. Während die Dickhäuter durch das Knacken des Grases bereits akustisch von unserer Anwesenheit in Kenntnis gesetzt werden, während sie die Schallquelle zu lokalisieren versuchen, die Nüstern blähen und durch seitliches Schwenken des Kopfes von uns Witterung zu erhalten trachten, während sie sich bemühen, uns mit ihren schwachen Augen zu erkennen, halten ihre „Wächter“ ungestört weiter nach Zecken und Fliegenmaden Ausschau und setzen ihr verliebtes Schnarren fort. Warum fliegen sie nicht auf, um ihren Wirt zu warnen, der sich vergeblich bemüht, uns zu entdecken?

Die normale Fluchtdistanz – damit ist die Entfernung gemeint, auf die sich ein Mensch einem bestimmten Tier nähern kann, ehe es die Flucht ergreift – liegt für Panzernashörner bei 150 Metern. Vorausgesetzt ist natürlich, daß es den Menschen wahrgenommen, also gewittert hat. Wenn die Vögel gute Wächter wären, so müßte ihre Fluchtdistanz wenigstens 100 Meter betragen. Wir haben die Fluchtdistanzen der gefiederten Nashornbegleiter gemessen. Sie lagen in den meisten Fällen zwischen 30 und 15 Metern, selten bei 50 Metern, wenn wir uns ihnen auf Elefanten näherten. Das entspricht auch einer bekannten Regel, die besagt, daß die Fluchtdistanz in einem direkten Verhältnis zur Größe des Tieres steht. Je kleiner das Tier, um so kürzer ist seine Fluchtdistanz. Jeder kann die Gültigkeit dieses Gesetzes, das natürlich auch Ausnahmen kennt, und bei dem die Erfahrung, die das Tier mit dem Menschen gemacht hat, eine erhebliche Rolle spielt, nachprüfen. Die Fluchtdistanz einer Eidechse ist geringer als die Fluchtdistanz eines Marders, und in noch weiterer Entfernung flieht das Reh oder der Rothirsch. Nur in den oft von Touristen besuchten Nationalparks und in den Zoologischen Gärten schmilzt die Fluchtdistanz immer mehr zusammen. Wenn es uns gelungen ist, im Tiergarten die Fluchtdistanz fast aufzuheben, so sprechen wir von der Zähmheit des Tieres. Die Vögel, die wir auf den Rücken

der Panzernashörner finden, sind aber noch aus einem anderen Grunde als Wächter ungeeignet. Sie begleiten nicht nur die Panzernashörner als „Kammerjäger“, sondern auch die Haustiere der assamesischen Bauern und Viehzüchter. Sie sitzen auf den Rücken der Hausbüffel, Zebus und Ziegen. Sie sind also die Anwesenheit des Menschen, der täglich sein Vieh auf die Weide treibt und hütet, durchaus gewöhnt. Warum sollten sie fliehen, wenn sie auf Panzernashörnern sitzen und der vertraute Mensch sich ihnen nähert?

Aber auch in den entlegenen Teilen des Reservates, in die selten Menschen kommen, warnten die Vögel nicht. Mitunter wurden leider biologische Regeln von wenigen Gelegenheitsbeobachtungen abgeleitet und weitergetragen, die sich bei einer näheren Überprüfung nicht halten können. Derartige Feststellungen zeigen immer wieder, wie wichtig es ist, Feldbeobachtungen durchzuführen, wenn wir ein richtiges Bild von der Lebensweise der Tiere gewinnen wollen. Für viele der aussterbenden Tiere ist es höchste Zeit, mit diesen Beobachtungen zu beginnen.

Im Laufe der sechs Wochen, die wir uns im Reservat der Panzernashörner aufhielten, gelang es uns auch, eine Liste der Lautäußerungen dieser Tiere aufzustellen. Als eines Tages ein Nashornkalb in eine Fanggrube gefallen war, versuchte die Nashornmutter, Lautkontakt mit dem Jungen zu nehmen. Sie ließ ein Blöken hören, das aber von dem Nashornkind nicht beantwortet wurde. Eine Antwort war auch nicht zu erwarten, denn es war von lärmenden Menschen umgeben, die alle Vorbereitungen trafen, um das Kalb in einen Transportkäfig zu verladen. Der Drohlaut der Panzernashörner könnte als Schnaupen oder Blasen bezeichnet werden. Er entsteht, indem das Nashorn durch das geschlossene Maul Luft ausstößt. Auf diese Weise droht das Nashorn nicht nur seinen natürlichen Feinden, sondern auch den Artgenossen, die sich zu nahe an den Äsungsplatz des Nachbarn herangewagt haben. Der Angriff erfolgt, wie ich bereits mitteilte, völlig lautlos, aber während der Flucht gibt das Panzernashorn als Warnlaut ein kurzes Grunzen von sich, das sehr dem Grunzen der Gnus ähnelt. Mit diesem Laut warnt es die Artgenossen vor der Gefahr. Er wird auch von den Artgenossen aufgegriffen und weitergegeben. Da wir uns während der Brunstzeit der Panzernashörner in Assam befanden – die im April bis Juni liegt – war es uns auch möglich, die Lautäußerungen zu hören, die der Bulle beim Treiben des Weibchens und das Weibchen bei der Verfolgung durch den Bullen von sich geben. Der eigentlichen Paarung geht nämlich eine oft viele Stunden währende Treibjagd voraus. Die Kuh flieht lange Zeit vor dem Bullen, bis sie sich endlich seiner ungestümen Werbung fügt. Dabei stößt der Bulle ein langgezogenes Grunzen aus, das von dem Weibchen mit einem wiehernden Fiepen beantwortet wird. Denselben Grunzlaut stößt der Bulle auch aus, wenn er einen Rivalen verfolgt, wogegen jedoch der verfolgte Nebenbuhler ein langgezogenes Fiepen hören läßt, das immer in der gleichen Tonhöhe bleibt. Schließlich konnten wir noch den Kontakt- oder Begrüßungslaut aufzeichnen. Als nämlich ein

Panzernashorn in einen See hineinsteigen wollte, in dem schon zwei andere Panzernashörner lagen, ließ es ein blubberndes Schnurren hören. Die Nashörner, die im Wasser lagen, antworteten mit demselben Laut. Diese Lautäußerung kann am besten imitiert werden, indem man mit einem Schlauch Luft unter Wasser ausbläst. Nachdem die badenden Nashörner auf solche Art Antwort gegeben hatten, stieg der Neankömmling ebenfalls in das Wasser hinein und legte sich dicht neben die Artgenossen.

Als wir das Sumpfgelände des Brahmaputra verlassen, sind wir mit unseren Beobachtungsergebnissen sehr zufrieden. Das Notizbuch hat sich gefüllt, und mit jeder Eintragung wurden uns die Panzernashörner in ihrem Verhalten verständlicher und liebenswerter. Bei dem Gedanken, daß noch vor wenigen Jahren Jäger nach Indien fuhren, um Panzernashörner zu erlegen, erfaßt uns ein Ekel. Wie kann ein Mensch diesen friedlichen Gesellen mit dem Gewehr auflauern und seine Freude darin finden, ein solches harmloses Wesen zu morden. Hätte er sich doch nur die Mühe gemacht, diese Riesen einige Tage zu belauschen, ich bin überzeugt, er hätte sein Gewehr nicht mehr auf diese dickhäutigen Burschen anlegen können. Er wäre ohne Trophäen, aber mit dem erhebenden Gefühl im Herzen nach Hause gefahren, einer der wenigen zu sein, die Einblick in das heimliche Leben der letzten Urweltriesen auf unserer Erde nehmen durften.

JACKY UND ICH

Am Jahresende hält wohl jeder Rückschau, macht Inventur im Betrieb oder auch in seinem Privatleben. Vom Zoodirektor wird erwartet, daß er über das Ergebnis seiner Inventur auch der Presse Mitteilung macht, denn zum Weihnachtsfest oder am ersten Neujahrstage will der Leser in seiner Zeitung auch über den Zoologischen Garten etwas finden. Ich nehme den Geburtstag unseres Schimpansenkindes zum Anlaß, um von Jacky, seinem Vater, zu erzählen.

Am 15. Dezember wurde unser Schimpansenkind Fipps drei Jahre alt. An allen Festtagen, besonders natürlich an seinem Wiegenfeste, besuchen ihn viele Tierfreunde. Sie kommen nie mit leeren Händen und möchten ihren Liebling mit Leckereien überschütten, was jedoch von uns verhindert wird. Fipps würde die vielen Früchte, Pfefferkuchen, Kekse und Schokoladenplätzchen auch gar nicht vertragen. Er würde diese Geschenke nicht einmal mit der zu erwartenden Höflichkeit entgegennehmen, sondern wahrscheinlich sie sofort als Munition zum Beschuß der freundlichen Geburtstagsgäste verwenden. Fipps ist nämlich – ich muß es gestehen – ein richtiger Flegel, hat er doch keine menschliche, sondern eine schimpansische Erziehung genossen. Er ist in unserer Schimpansenhorde aufgewachsen, die aus dem Vater Jacky, der Mutter Butschie und der, mit keinem anderen dieser genannten Schimpansen verwandten Rita besteht. Nach den

Regeln, die in einer Schimpansenhorde gelten, dürfen sich Kinder und Halbwüchsige alles erlauben. Sie haben Narrenfreiheit. In ihrer Heimat toben sie mit Gleichaltrigen umher. Sie entdecken bei ihren ausgelassenen Spielen ihre Umwelt, mit den Gefahren, den in ihr verborgenen Freuden und sammeln Erfahrungen, die ihnen später, wenn sie erwachsen sind, helfen, die Probleme eines Schimpansenlebens zu meistern.

Wie oft wird mir, wenn ich am Käfig unserer Schimpansen vorübergehe, von Zoobesuchern die Frage gestellt: „Erkennt Sie Jacky nicht wieder? Hat er völlig vergessen, daß er ein Jahr in Ihrer Wohnung gelebt hat?“

In solchen Situationen wäre es mir sehr angenehm, wenn Jacky herbeikäme, um mir seine Hand durch das Gitter entgegenzustrecken und mit weit hervorgeschobenen Lippen sein Begrüßungsgrunzen hören zu lassen. Aber er tut es nicht, denn er ist kein Kind mehr, sondern ein „Oberaffe“, der einer kleinen Horde von Schimpansen voransteht. Scheinbar teilnahmslos bleibt er auf seinem Baumstamm sitzen und man könnte meinen, er schaue über alle Köpfe der Zuschauer hinweg in eine unendliche Ferne. Aber ich kenne ihn. Ich weiß, daß er mich längst gesehen hat und mir mit seinen Blicken unbemerkt folgt. Bevor ich am Käfig vorübergegangen bin, wird er mit seinem Imponiertanz beginnen, denn ich bin für ihn ein Vertrauter, ein Bekannter, fast ein Schimpanse, dem man zeigen muß, wer man selbst ist und wem dieser Platz gehört. Sein Fell sträubt sich, die Muskeln werden gestrafft und während er seinen, für uns unvorstellbar kräftigen Körper langsam, auf den Füßen wippend, vor und zurück schiebt, beginnt er seinen Hu-hu-Gesang mir entgegenzubrüllen. Denn mir allein gilt diese Schau, die er jetzt veranstaltet, mir, dem Fastschimpanse, nicht den hundert unbekannt Menschen vor seinem Käfig. Er richtet sich auf, stampft rhythmisch mit den Beinen, springt mit geballter Kraft, den schweren Körper wie einen Gummiball schnellen lassend, durch das Gehege. Greift einen Zweig auf, zieht ihn am Gitter entlang und läßt ihn klappernd von Stab zu Stab springen. Schließlich bleibt er vor mir stehen und wirft den Zweig in hohem Bogen gegen mich. Er hat mich erkannt, aber nicht mehr als Pflegevater respektiert, wie er es tat, als er noch ein Kind war. Auch in freier Wildbahn würde er auf gleiche Art seinen Vater begrüßen oder einen anderen Schimpansen, wenn dieser nach längerer Abwesenheit zur Horde zurückkehrt. Wie könnte er auch in ihm seinen Vater erkennen? Für ihn ist er ein Schimpanse wie jeder andere und ich bin in seinen Augen zum Schimpansen geworden, weil ich einst, als er noch in unserer Wohnung war, derselben Horde angehörte, in der auch er aufwuchs.

So bleibt die von den Besuchern erwartete freudige Umarmung aus. Nichts ist zu sehen, was auf alte Freundschaft hindeutet: Vielleicht würde er mich lausen, wenn ich ihm meine Hand entgegenstrecken würde, vielleicht auch beißen, nicht aus Feindschaft, nur aus Erregung und ohne wirklich verletzen zu wollen. Eine Schimpansenhaut würde diesen Biß auch nur als kräftiges Kneifen empfinden

und nicht ein Tropfen Blut würde fließen. Es kommt eben nur darauf an, daß wir uns richtig einschätzen, daß ich sein Schimpansenherz verstehe und nichts von ihm erwarte, was nicht schimpansisch ist. Warum sollte ich ihn deshalb weniger lieben, diesen prächtigen, von überschüssigen Kräften strotzenden Jacky, auf den wir auch deshalb so stolz sind, weil er der Vater unseres kleinen Fipps, des Schimpansenlausejungen vom Dresdner Zoo ist.

Ich hoffe, daß der Leser jetzt nicht enttäuscht ist, weil ich gar nichts außergewöhnliches erzählt habe. Eigentlich geschieht auch im Zoo nichts außergewöhnliches. Wir werden nur oft durch das Geschehen überrascht, weil wir erst am Anfang der Forschung über die Tierseele stehen, denn „mit dem Wissen über ein Wesen steigt unser Verstehen und unsere Anteilnahme für dasselbe.“

NUR EINE TIGERIN?

Wenn der Direktor eines Zoologischen Gartens auf ein Jahr zurückschaut, so könnte er über die vielen freudigen, aber auch die meist ebensovielen ersten Stunden, die er in den 12 Monaten erlebte, ein dickes Buch schreiben. Und das Buch wäre in jedem Falle nicht nur für ausgewählte Tierfreunde lesenswert. Da aber der Jahreswechsel ein willkürlicher Einschnitt im Wandel der Zeit ist und keine Pause im Ablauf des vielseitigen Geschehens eines Tiergartens bedeutet, bleiben die meisten dieser Bücher ungeschrieben, denn der Wechsel von Freud und Leid setzt sich unaufhaltsam fort. So können die Jahresrückschauen, die von den Zoologischen Gärten mit den Vertretern der Presse abgehalten werden, doch immer nur Streiflichter sein, wenig mehr als eine Statistik über Besucherzahl, Baugeschehen, Züchterfolge und bedauerliche Verluste. Was besagt schon die nüchterne Feststellung, daß zwei Tiger im Dresdner Zoo geboren wurden, über die große Mühe, die Tierarzt und Tierpfleger mit der Aufzucht dieser beiden gestreiften Katzen hatten, denn sie mußten eher als es für die Milchkinder zuträglich war, von ihrer Mutter getrennt werden. Die Tigerin erbrach ihre Nahrung und magerte zusehends ab. Eine Behandlung war, solange die Jungen mit ihr einen Käfig teilten, unmöglich, weil die Aufnahme des Fleisches und der Medikamente nicht beeinflußt werden konnte. Außerdem bedeutete das Saugen der Kinder eine nicht mehr länger zu verantwortende erhebliche Beanspruchung des ohnehin geschwächten mütterlichen Körpers. Es blieb also keine andere Wahl; Mutter und Kinder mußten verschiedene Käfige beziehen. Nun konnte auch die entsprechende Diätkost an die Tigerin verabreicht werden. Diätkost bedeutete in diesem Falle Rauhfutter und das wiederum heißt Kaninchen, Meerschweinchen, Hühner, Enten und Tauben mit Haut und Haaren oder Federn.

Jeden Morgen standen wir vor derselben bangen Frage: „Hat die Tigerin ihre Nahrung wieder erbrochen?“ Sie magerte zusehends ab. Wir gaben ihr frisches,

warmes Blut, das vom Schlachthof geholt wurde. Sie erbrach es. Wir boten ihr geschabtes Fleisch an. Wir ließen ein Gemisch aus Milch, Haferschleim und Fleischbrei herstellen. Sie lehnte es ab. Endlich, als wir schon fast die Hoffnung aufgegeben hatten, fraß sie Kaninchen und verdaute sie auch. Als unser Vorrat an Kaninchen zu Ende ging, gaben wir ihr Hühner, später Enten, aber die waren zu fett und bekamen ihr nicht, schließlich erhielt sie Tauben. Unser Geflügel war aufgebraucht, aber der Erfolg stellte sich ein. Die Tigerin nahm wieder zu. Ihre Augen lagen nicht mehr in tiefen Höhlen und auch die Rippen traten wieder unter dem Fett zurück, das sich langsam bildete. Dieses Probieren zog sich über Monate hinweg. Jetzt ist sie wieder eine Schönheit, die mit großem Appetit ihre Fleischportion verzehrt.

In solchen schweren Tagen werden von den Zoobesuchern täglich Fragen gestellt, gute Ratschläge erteilt und wieder Fragen gestellt. „Wir tun was wir können“, lautet die Antwort. „Vielleicht ist es nur eine Magenverstimmung. Nein, vorläufig wird sie nicht zum Tiger gelassen. Sie soll in nächster Zeit keine Kinder zur Welt bringen. Schonung bedarf sie dringend. Wie das geschehen konnte? Auch Tiere erkranken, genauso wie Menschen. Wir kennen die Ursache nicht. Natürlich bemüht sich der Tierarzt um sie. Wir glauben schon, daß es uns gelingen wird, sie zu heilen.“

Immer freundlich, lächelnd, als wäre der Zustand gar nicht bedenklich, werden von uns die Antworten gegeben. Der Besucher soll sich entspannen, soll unsere Sorgen nicht teilen müssen.

Manchmal aber glaube ich, daß wir einen Fehler machen, daß wir besser unsere Besucher Anteil nehmen lassen sollten an der Sorge, auch um das Leben der Tigerin. Vielleicht werden einige vorläufig nur mit einem Achselzucken an diesem Tierschicksal vorübergehen, andere aber wieder davon angetan sein. Vielleicht liegt gerade darin eine besondere Aufgabe aller Zoologischen Gärten, die Verantwortung der Menschen gegenüber dem Leben wachzurufen. Zugegeben, noch gibt es viele, die nicht einmal vom Leid der Menschen berührt werden und auch an ihm achselzuckend vorübergehen. Aber vielleicht lernen es die Kinder besser am Tier, dieses Sichverantwortlichfühlen für das Leben, ich meine die umfassende Verantwortung, wie sie Albert Schweitzer versteht und wie wir sie mühevoll aufzubauen beginnen.

TURAKOS SIND NICHT WASSCHECHTI

Als ich mich im Jahre 1957 in den Bergwäldern des Meru, in Ostafrika aufhielt, um die Guerezaaffen in freier Wildbahn zu studieren, wurde ich in den ersten Tagen häufig von einem Vogel irregeführt, dessen Ruf dem Gesang der Guerezaaffen sehr ähnlich ist. Um den Standort einer Affenhorde ausmachen zu können, lauschte ich in den frühen Morgenstunden auf den rollenden Ge-

sang, mit dem die Guerezahorde ihren Wohnbereich akustisch gegenüber den Nachbarhorden abgrenzt. Wenn ich dann nach beschwerlichem Urwaldmarsch an dem Baum angelangt war, in dessen dichtbelaubter Krone die Affen, deren Ruf ich gefolgt war, sitzen mußten, fand ich mitunter von ihnen keine Spur, sah aber oft einen bunten Vogel durch das Dickicht der Zweige huschen. Solange der Vogel still saß, war er durch sein grünes Gefieder so gut an seine Umwelt angepaßt, daß es unmöglich war, ihn zu entdecken. Wenn er aber aufflog, leuchteten die roten Federn seiner Schwingen hell aus dem grünen Blättermeer hervor. Sehr bald merkte ich, daß mich dieser Vogel narrete. Ich hatte seine Stimme für den Ruf der Guerezas gehalten. Diese gefiederten Urwaldbewohner waren die Turakos. Wahrscheinlich ist der Name nach der Lautäußerung dieser Vögel, die zur Gattung Turacus oder Helmvögel gehören, gebildet worden. Der Dresdner Zoologische Garten besitzt zwei Guerezaaffen und drei ihrer gefiederten Stimmimitatoren. Diese Turakos haben manche Eigentümlichkeit, die im Tierreich einmalig ist. Sie gehören zu den farbenprächtigsten Vögeln der Tropen. Während die ihnen nahe verwandten Lärmvögel die offenen Landschaften, also Steppen und Savannen, bewohnen, ein unscheinbares graues und braunes Federkleid tragen, sind die Turakos als Bewohner des feucht-heißen Regenwaldes überwiegend grün gefärbt. In dem saftigen Grün ihres Gefieders sitzen rote, blaue, weiße und bei einigen Arten auch metallisch glänzende Abzeichen. Der rote Federfarbstoff an den Handschwingen ist kupferhaltig und im Wasser löslich, ist also nicht „waschecht“. Wenn die Turakos baden, hinterlassen sie ein leicht rötlich gefärbtes Badewasser. Geringe Mengen des „Turacin“, wie dieser rote Farbstoff genannt wird, haben sich also im Wasser aufgelöst. Natürlich kann das Turacin an den ausgewaschenen Federn nicht wieder ersetzt werden. Der Vogel würde also die rote Farbe seiner Handschwingen mit der Zeit völlig verlieren, wenn er nicht mauserte, denn die Farbe wird im Körper gebildet und bei der Entwicklung der Feder auf diese übertragen. Durch die Mauserung erhält er ein neues Gefieder, und auch die Handschwingen leuchten wieder in neuem Karminrot. Dieses Turacin ist in der ganzen Tierwelt einzigartig.

Die nächsten Verwandten der Turakos sind die Kuckucksvögel, denen sie im Körperbau ähnlich sind. Leider ist über ihre Lebensweise sehr wenig bekannt. Ich traf die Turakos in den Bergwäldern des Meru nur einzeln oder paarweise an und sah sie nie in größeren Gruppen. Viele Stunden habe ich vergeblich mit meinen Kameras auf diese Vögel angesessen. Wenn ich sie mit großer Mühe in dem Gewirr der Zweige und Blätter entdeckt hatte und mich vorsichtig, jede Deckung benutzend, ihnen näherte, flogen sie meist davon, bevor ich sie im Sucherbild hatte. Sie sind unruhig und verweilen nie lange an einem Platz. Nur einmal gelang es mir, einige Meter Schmalfilm von einem Turako zu drehen, der mir vor das Objektiv flog, als ich im Dickicht verborgen auf eine Guerezaaffenhorde wartete, die auf dem Weg zu ihren Freßbäumen war.

Die Turakos ernähren sich vorwiegend von pflanzlicher Kost, von den Früchten der Urwaldbäume, von Nüssen und Beeren. Einige Arten sollen mitunter auch Insekten fressen. Die Turakos im Dresdner Zoo verzehren mit Vorliebe geschnittene Bananen, Pfirsiche, Apfelsinen und Rosinen, die ihnen auch gut bekommen. Nur die Apfelsinen können mitunter Durchfälle verursachen, die aber harmlos sind und nie längere Zeit anhalten.

Leider unterscheiden sich die Geschlechter weder durch Größe noch durch Färbung. Wir wissen also leider nicht, ob unter unseren Helmvögeln, wie die Turakos wegen ihres Federschopfes auch genannt werden, ein Pärchen ist. Wir würden jedoch bemüht sein, noch mehr von diesen schönen Vögeln in unserer Sammlung der Gefiederten aufzunehmen, und damit wird auch die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß sich eines Tages ein Brutpaar zusammenfindet.

TIERFOTOGRAFIE IN INDIENS DSCHUNGELN

Vom März bis Juli 1959 hielt ich mich, um Feldbeobachtungen an Großwild durchzuführen, in drei indischen Naturschutzparks auf. Da sich die Verhältnisse, die der Tierfotograf in Indien antrifft, von denen in Ostafrika, wie ich sie in meinem Aufsatz „Mit der EXAKTA Varex in den Wildsteppen Ostafrikas“ in der „Fotografie“ Heft 9, September 1957, geschildert habe, beachtlich unterscheiden, will ich hier von meinen bei der Fotografie von Wildtieren in Indien gemachten Erfahrungen berichten. Auf dieser Reise begleitete mich meine Frau. Unsere Fotoausrüstung war so zusammengestellt, daß sie von uns transportiert werden konnte, ohne daß wir Träger benötigten. Sie bestand aus zwei EXAKTA-Varex-Kameras mit den Objektiven Tessar 2,8/50 mm, Flektogon 2,8/35 mm, Triotar 4/135 mm, Sonnar 2,8/180 mm und Sonnar 4/300 mm. Außerdem führten wir zwei Praktisix-Kameras bei uns mit den Objektiven Tessar 2,8/80 mm, Primotar 3,5/80 mm und Telemegor 4,5/300 mm. Wir benutzten das Elektronenblitzgerät Braun-hobby. Unser Filmmaterial bestand für beide Kamertypen aus Isopan 17°DIN und Agfacolor Ultra T 16°DIN von der Agfa Wolfen.

Es sei schon im voraus festgestellt, daß uns keine der Kameras enttäuschte, daß sie den feinen Staub der Gir-Steppe genauso vertragen wie die oft 98 % erreichende Luftfeuchtigkeit des Elefantengrassdchungels Assams. Alle vier Kameras blieben bis zum letzten Tag der Reise funktionsfähig und haben uns nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitet.

Am häufigsten benutzten wir von den Objektiven das lichtstarke Sonnar 2,8/180 mm, weil die meisten indischen Tiere Bewohner des Dschungels sind. Offene, sonnenüberstrahlte Grassteppen, wie sie in Afrika von Zebras, Antilopen, Giraffen und Löwen bewohnt werden, gibt es in Indien nur wenige und der Tierbestand ist in ihnen sehr gering. Außer Hirschziegenantilopen, Gazellen und Wildeseln sind dort nur noch Schakale und andere kleinere Raubtiere zu



Auf der Sumpfwiese äst eine Nashornmutter mit ihrem etwa einjährigen Kalb.

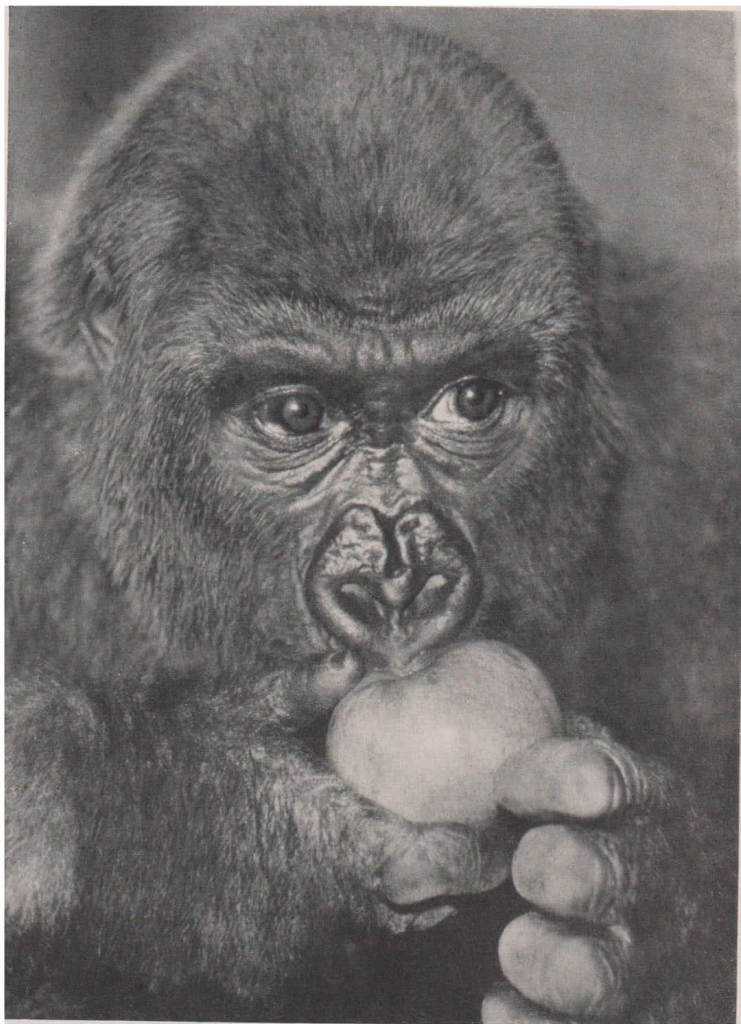


Oben: In den frühen Morgenstunden stehen die Panzernashörner auf ihren Äsungsterritorien am Rande des Gradschungels.

Unten: Im See, der mit Wasserhyazinthen bedeckt ist, liegen die Panzernashörner wie Flußpferde dicht beieinander.



Das tägliche Bad im Tempelteich ist ein Teil der kultischen Handlungen des gläubigen Hindus.



Das wertvollste Tier im Dresdner Zoologischen Garten und der Liebling aller Besucher ist Benno, das Gorillakind.

finden. Die meisten indischen Wildtiere leben in parkartigen Wäldern, in Bambusdschungleln oder in feuchtheißen Regenwäldern; also in Gebieten mit schlechten Lichtverhältnissen. Schon diese Tatsache macht die Tierfotografie in Indien bedeutend schwieriger als in Afrika, was sich auch in der sehr unterschiedlichen Anzahl der über das Tierleben in Afrika und in Indien veröffentlichten Bücher ausdrückt. Während eine große Zahl von Tierbüchern über Afrika auf dem Büchermarkt erschienen ist, sind Bücher mit guten Fotografien über Indiens Tierwelt sehr selten. Aber das hat noch einen anderen Grund. Die afrikanischen Nationalparks und Reservate sind für den Touristen verhältnismäßig leicht zu erreichen, für Unterkunft und Verpflegung ist gesorgt und die Straßen in den Schutzgebieten sind – wenigstens während der Trockenzeit – gut zu befahren. Die indischen Tierschutzgebiete spielen dagegen heute noch eine sehr geringe Rolle für den Fremdenverkehr. Viele liegen verkehrsunünstig und nur wenige besitzen Bungalows, in denen der Tourist wohnen kann. In den meisten Tierschutzgebieten gibt es nur Unterkunftshäuser für die Forstbeamten mit wenigen Räumen, die jedoch dem Touristen auf Antrag bei dem zuständigen Forstamt zur Verfügung gestellt werden. Safarigesellschaften, wie sie in Afrika bestehen, die dem Reisenden alle Vorbereitungen abnehmen und ihn durch die Wildgebiete führen, gibt es in Indien nur für die Jagd in Kaschmir. Alle Auskünfte über die Verhältnisse in den Schutzgebieten, Wetter, Unterkunft, Verkehrsmittel, Tierbestand usw. muß sich der Tourist mühevoll erfragen. Die von den Touristenbüros herausgegebenen Prospekte weisen meist große Fehler auf. Um den Tierfotografen, die in Zukunft Indien besuchen, die Arbeit zu erleichtern, will ich hier ausführlicher auf die Verhältnisse in den Schutzgebieten eingehen. Die indische Regierung ist bemüht, Indien mehr als bisher zum Reiseland zu machen und wird in den nächsten Jahren nicht nur an den kulturhistorisch interessanten Orten Hotels und günstige Verkehrsbedingungen schaffen, sondern auch die Nationalparks und Naturschutzgebiete mit zu Anziehungspunkten für den Fremdenverkehr machen.

Weil die Tierschutzgebiete verhältnismäßig selten von Touristen aufgesucht werden, ist das Wild dort auch bedeutend scheuer als in den stark besuchten Nationalparks Afrikas. Die Vegetation gestattet es ihm, sich mit wenigen Sprüngen den Blicken des Beobachters zu entziehen und hinter Büschen und Bäumen zu verschwinden. Der Tierfotograf muß also viel schneller reagieren als in den Steppengebieten Afrikas. Er kann nicht, wie in den afrikanischen Nationalparks an die Herden heranfahren, sondern muß oft viele Stunden in einem Versteck an der Salzlecke oder Wasserstelle auf die Tiere warten, muß Löwen und Tiger mit Ködern anlocken und hat bei vielen Tieren nur die Möglichkeit gute Aufnahmen zu erhalten, wenn er das Zwielicht des Dschungels durch Blitzlicht aufhellt.

In den Städten Indiens gibt es fachlich gut geführte Fotogeschäfte, wo man auch bedenkenlos seine Schwarzweißfilme entwickeln lassen kann. Es erweist

sich jedoch als unbedingt notwendig, genügend Filmmaterial nach Indien mitzubringen, da der Import an Filmen gering ist und in kleineren Städten oft nur Filme aus Japan mit hohen Empfindlichkeitsgraden angeboten werden. Außerdem betragen die Preise das Vier- bis Fünffache dessen, was in Deutschland für Filme bezahlt wird. Die Zollkontrolle in Bombay machte mir keine Schwierigkeiten, als ich 100 Agfacolor- und 60 Agfa-Isopan-Kleinbildfilme und 100 Agfacolor- und 60 Agfa-Isopan-6x6-Filme einführte, nachdem ich glaubhaft dargestellt hatte, daß ich diese Filme für meine Forschungsarbeit benötige.

In allen Jahreszeiten ist zu empfehlen, den leichten Tropenanzug wie auch warme, wollene Kleidung mitzunehmen, denn das Klima ist in den verschiedenen Gebieten Indiens sehr unterschiedlich. Sonst gilt für die Ausrüstung dasselbe, was ich bereits in meinem Aufsatz über Ostafrika mitgeteilt habe.

Die günstigste Reisezeit für den Tierfotografen sind die Monate Januar bis Mai. Mitte Juni beginnt der Monsun mit dem großen Regen, der bis Ende September dauert. Zwischen April und Mai liegt die heiße Zeit. Temperaturen bis 42°C sind nicht selten. Im Gir-Reservat im Westen Indiens erreichen sie im Mai sogar 48°C. Trotzdem ist diese Zeit zu empfehlen, weil in Assam in den Monaten März und April das Elefantengras abgebrannt wird und sich damit die Sichtverhältnisse günstig gestalten. Außerdem ist das Wild in der Trockenzeit gezwungen, zu den wenigen noch Wasser führenden Flüssen zu kommen, wo es der Kamerajäger auflauern kann.

Die Malaria ist dank umfassender Bekämpfungsmaßnahmen in Indien selten geworden. Es empfiehlt sich aber trotzdem eine prophylaktische Kur durchzuführen und wöchentlich zweimal zwei Tabletten Chloroquin-Diphosphat einzunehmen. Schutzimpfungen gegen Cholera, die nicht älter als ein halbes Jahr sein dürfen und gegen Pocken nicht älter als drei Jahre, sind Vorbedingung für die Einreisegenehmigung. Außerdem sollte jeder Reisende, der längere Zeit in Indien bleibt, sich gegen Typhus und Paratyphus impfen lassen. Weit verbreitet ist die Amöbenruhr. Indische Ärzte empfahlen uns, bei Magen- oder Darmbeschwerden sofort Siosteran zu nehmen, ein Geigy-Präparat, das in jeder indischen Apotheke erhältlich ist. Außerdem führten wir immer Giftschlangenserum gegen den Biß der indischen Kobraarten und der Kettenviper bei uns.

Die indische Säugetierwelt ist bedeutend ärmer an Arten als die afrikanische. Für den Kamerajäger besteht die Aussicht, folgende Tiere im Bild einzufangen: Hulmanaffen, Hutaffen, Rhesusaffen, Löwen im Gir-Reservat, Tiger mit Blitzlicht am Köder, Nilgauantilopen, Hirschziegenantilopen, Axishirsche, Sambarhirsche, Barasingahirsche, Schweinshirsche, Muntjaks, Gaur, Wasserbüffel, Wildschweine, Panzernashörner und Elefanten. Bis auf Löwen und Hirschziegenantilopen sind diese genannten Tiere Bewohner der Wälder oder des Elefantengrassdchungels. In den von mir besuchten Schutzgebieten standen geländegängige Kraftwagen und Reitelefanten zur Verfügung, mit denen wir große Areale der Reservate nach Wild absuchen konnten. Der Reitelefant hat

den Vorzug, daß er auch die Wege verlassen und den Tieren in den dichten Dschungel folgen kann.

Die günstigste Zeit, um Wildtiere zu sehen, sind die frühen Morgenstunden zwischen 5.30 und 10 Uhr und die Abendstunden zwischen 16 und 19 Uhr. Während der heißen Mittagszeit ruhen die Tiere im Schatten des Waldes, den sie erst im späten Nachmittag verlassen, um auf den Lichtungen zu äsen und nach Sonnenuntergang zur Tränke zu gehen. Die Reitelefanten werden von erfahrenen Mahouts gelenkt. Leider können Elefanten nicht längere Zeit ruhig stehen. Der Tierfotograf muß immer damit rechnen, daß sich der Reitelefant bewegt und wird deshalb nicht selten Aufnahmen wiederholen, weil die Möglichkeit besteht, daß sie verwackelt worden sind. Da die Lichtverhältnisse im Dschungel ungünstig sind, ist die Verwendung kurzer Belichtungszeiten nur selten möglich. Am häufigsten belichtete ich mit $\frac{1}{100}$ s bei einer Blendenöffnung von 4. Dabei bewährte sich das Sonnar 2,8/180 mm ausgezeichnet. Leider fehlt ein lichtstarkes Teleobjektiv für die Praktisix, und es wäre sehr wünschenswert, wenn dieser Mangel so schnell als möglich behoben werden könnte.

Aber auch das Vorherrschende dunkelgrüner Farbtöne in der Landschaft – außer in den Trockensteppen von Gir, die sehr der ostafrikanischen Obstgartensteppe ähneln – zwingt zu langen Belichtungszeiten. Auf dem Reitelefant ist leider keine Möglichkeit, ein Stativ zu benutzen, da, wie bereits angedeutet, das Tier sich oft bewegt und diese Bewegungen durch das Fotografieren aus der Hand möglichst abgefangen werden müssen. Der Farbfilm ist ohne Filter kaum nach 17 Uhr zu verwenden, denn das schräg einfallende Sonnenlicht ruft einen für diese Tageszeit wohl natürlichen, aber doch auf dem Diapositiv sich unangenehm auswirkenden Rotstich hervor. Selbst für den Schwarzweißfilm wird dieses schräg einfallende, unvorstellbar strahlend helle Sonnenlicht durch die starken Kontraste, die es hervorruft, gefährlich; auch Filter können diese Kontraste, die in Indien stärker als in Ostafrika sind, nur gering abschwächen. Meine Filme zeigten weder durch die Hitze noch durch die hohe Luftfeuchtigkeit Schäden, obwohl sie keine Tropenemulsion hatten. Ich bewahrte sie natürlich möglichst im Schatten oder in geschlossenen Räumen auf. Mehr als der Schwarzweißfilm ist der Farbfilm im Dschungel geeignet, weil die unruhige Umwelt, das Gewirr von Blättern, Zweigen und Lianen oder das Meer der Grasstengel im Elefantengrassdschungel zu sehr geeignet ist, das Tier, auch wenn es frei steht, mit seiner Umwelt verschmelzen zu lassen. Der Farbfilm dagegen sorgt durch die Verschiedenartigkeit der Farbtöne für eine plastische Gestaltung des Bildes. Dabei bewährte sich wieder besonders unser Agfacolor-Film UT von Wolfen, der die so zahlreich in der indischen Landschaft vertretenen Grüntöne, ohne sie ins Blaugrün zu verfälschen, wiedergab.

Für Tieraufnahmen mit Blitzlicht war jedoch der Farbfilm auch bei Entfernungen von nur zehn Metern Entfernung nicht empfindlich genug. Dagegen war es möglich, Blitzlichtaufnahmen von Löwen am Reiß mit Schwarzweißfilm zu machen.

Die Entfernungen betragen zehn bis achtzehn Meter. Ich verwendete wieder das Sonnar 2,8/180 mm mit völlig geöffneter Blende. Zur Einstellung der Schärfe benutzten wir eine Taschenlampe. Die meisten Tiere blickten wie gebannt in den Scheinwerferkegel. Das Aufleuchten ihres Augenhintergrundes ermöglichte ein exaktes Einstellen der Schärfe. Unmittelbar darauf löste ich aus. Auf diese Weise erhielten wir ausgezeichnete Aufnahmen von indischen Löwen am Riß. Wir konnten uns den Raubkatzen bis auf acht Meter nähern, ohne daß sie wesentlich beunruhigt waren. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß eine Sicherung mit der Waffe bei derartig geringen Distanzen nur eine scheinbare Beruhigung des Fotografen bedeutet, denn acht Meter kann ein angreifender Löwe in so kurzer Zeit zurücklegen, daß es kaum möglich wäre, einen Schuß anzubringen, der seinen Angriff aufhalten könnte. Bei diesen Aufnahmen ging es uns in erster Linie darum, zu zeigen, daß die Gefahr, die so oft maßlos übertrieben von den Großwildjägern dargestellt wird, bei weitem nicht den Tatsachen entspricht. Die Unfälle, die angeschossenes oder bedrohtes Großwild unter den Jägern verursachte, dürften nicht erheblich die Zahl der Unfälle überschreiten, die in Europa scheuende Pferde oder Bullen von Hausrindern auf der Weide und im Stall anrichteten.

Zum Schluß sei noch vermerkt, daß besondere Schwierigkeiten das Fotografieren von Menschen in Indien bereitet, weil Weiß die Farbe der Kleidung der meisten Männer ist. Dieses Weiß überstrahlt, von der Tropensonne beleuchtet, die Umgebung des Menschen und verursacht in seinem Kontrast zu dem Braun der Hautfarbe erhebliche Belichtungsschwierigkeiten. Aber das Fotografieren von Menschen in den Tropen wird auch von der persönlichen Einstellung, die der zu fotografierende Mensch gegenüber der Fotografie und dem Fotografen einnimmt, bestimmt. Dieses Thema ist wert, gesondert abgehandelt zu werden.

LOWEN IM ALTEN DRESDEN

Ein Beitrag zum 100. Geburtstag des Zoologischen Gartens Dresden
Von Dr. Rudolf Michaelis

In dem lesenswerten Aufsatz „100 Jahre Zoologischer Garten Dresden“ in der UNION vom 14. Mai 1961 wird gleich eingangs gesagt, daß der älteste Zoologische Garten der Berliner Zoo ist, der im Jahre 1641 im Tiergarten aufgebaut wurde. Kulturgeschichtlich kaum bekannt jedoch, daß in Dresden Wildtiere, auch ausländische, und darunter namentlich auch Löwen, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und damit über 100 Jahre früher als in Berlin für dauernd gehalten wurden. Allerdings waren diese noch nicht der Allgemeinheit zugänglich, sondern nur dem Hofe.

Unvorstellbar mutet uns heute der Wildreichtum der sächsischen Wälder in früheren Zeiten an. In den undurchdringlichen Urwäldern des Miriquisivaldes (von einem germanischen Wort: Schwarzwald) des Erzgebirges hausten Hoch- und Niederwild und zahlreiche Raubtiere. Die mit Bär und Wolf zusammengesetzten Orts- und Flurnamen (Bärenstein, Bärenfels, Bärenburg, Bärenklause u. a.) deuten auf die am häufigsten vorkommenden Großraubtiere hin. Ein Bärenfang ist im Tharandter Wald nördlich von Grillenburg noch vorhanden, allerdings ohne die einstigen eisernen Tore. Bärengärten gab es bei Hohnstein, bei der Augustusburg und anderen Orten, von wo die Tiere nach Dresden gebracht wurden. Die Klagen der armen Bauern über die ungeheuren Wildschäden, die sie bei hoher Leibesstrafe nicht abwehren durften, hörten seit dem Mittelalter bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts nicht auf. Auch im Bauernkriege 1525 war die Wiederherstellung der einstigen freien germanischen Jagd und des Fischfangs eine der Forderungen der aufständischen Bauern in den zwölf Punkten ihres nicht unmäßigen Programms.

Um Brot und Käse

Die sächsischen Landesfürsten waren zumeist leidenschaftliche Jäger. Herzog (seit 1547 Kurfürst) August von Sachsen brachte fast die gesamte Jagd in dem 1547 vereinigten Lande Sachsen an sich. Er sorgte allerdings auch für den Abschluß der zahlreich vorhandenen Raubtiere. Die ausgedehnten Waldungen der Jagden der Albertiner Linie erstreckten sich von Bober und Oder im Osten bis südwestlich Potsdam in den Harz und durch Thüringen bis zur Werra bei Treffurt, während das südliche Thüringen bis nach Koburg der Ernestinischen Linie der Wettiner zustand. Wie die Bauern auf dem Lande, so waren die Bürger von Altendresden (der jetzigen Neustadt) und die Fischer in der Elbevorstadt von alters her zu Jagddiensten verpflichtet. Sie bestanden darin, daß die Verpflichteten die Netze und Hunde zwei Meilen weit führen und sich als Treiber gebrauchen lassen mußten (in Loschwitz die „Zwanziger“ genannt), wofür sie jedesmal ein Laiblein Brot, zwei Käse und eine Kanne Bier und jährlich zweimal billiges Holz angewiesen erhielten. Wer von diesen Diensten wegblieb, hatte den damals erheblichen Wert von zwei Groschen als „Jagdbuße“ zu entrichten. Die Müller in der Vorstadt waren verpflichtet, bei jeder herrschaftlichen Jagd in der Dresdner Heide einen Wagen zur Beförderung der Speisen zu stellen; dafür war ihnen freies Leseholz in der Heide zugesichert.

Damenringrennen im Zwinger

Dresden hatten die Landesfürsten seit Heinrich dem Erlauchten (1221 bis 1288) fast ständig als Residenzstadt erwählt, und hier veranstalteten sie bei großen Festlichkeiten, vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert, zur Belustigung zuweilen sogenannte „Tierhetzen“ und „Kampfjagen“ oder „Lustjagen“, bei denen zahl-

reiche Tiere verwendet und getötet wurden. Alte Bilder zeigen uns solche Tierhetzen auf dem Altmarkt in Dresden und vor den Stadtmauern an der Elbe. Besonders genannt seien folgende: Im Jahre 1558 fand auf dem Schloßhofe ein Kampfjagen statt, bei dem auch ein Löwe auftrat. Ob er lebend davonkam, wird jedoch nicht berichtet. Am 2. Juli 1613 fand ein Tierkampf im Löwenhaus statt, außer Bärenhetzen auf dem Altmarkt, Ringelrennen, Aufzügen, Fußturnieren und anderen Belustigungen. 100 Jahre später, 1709, fand ein großes Kampfjagen sowie ein Damenringrennen in dem neu erbauten Zwinger statt. Anlaß war die Rückkehr des Königs von Dänemark aus Italien. Am 8. Februar 1740 spielte sich im Löwenhaus im Jägerhofe zu Neustadt ein großes Kampfjagen von Löwen, Bären, Tigern, Panther und Auerochsen ab, aus Anlaß des Namenstages der Kaiserin Anna von Rußland. Der Große Garten wurde 1716 zu einem Fasanengehege eingerichtet mit Warnungstafeln: „Wer störet der Fasanen Land, dem haut man ab die rechte Hand“, und 1720 durch eine hohe Mauer geschützt. 1814 wurde der Große Garten durch die russische Verwaltung zur allgemeinen Benutzung geöffnet. 1861 wurde der Zoologische Garten von der Ostra-Allee hierher verlegt.

Jagd auf Eichhörnchen

Doch zurück zu den Tierhetzen und Kampfjagen: Zur Verwendung kamen sämtliche in freier Wildbahn lebenden einheimischen Tiere, also zahlreiche wehrlose Edelhirsche, Hindinnen und Rehe, das wehrhafte Schwarzwild und die Raubtiere: Bären, Wölfe, Luchse, Wildkatzen, Fischotter, aber auch Füchse und Marder und sogar die friedlichen Dachse, Biber, Hamster, Hasen und Eichhörnchen (!) wurden gejagt oder geprellt. Wir lesen auch, daß die damals schon seltener werdenden Wisente, die man Auerochsen nannte, aus dem Osten, vorwiegend Litauen, eingeführt und bei den Kämpfen verwendet wurden. Auf den Bildern sind diese Wildrinder ziemlich zahlreich zu sehen. Besonders starke Hunde, die Jagdrüden und Sauhetzer, wurden bei diesen blutigen Kämpfen der Tiere untereinander verwendet.

Löwenhaus auf der Brücke

Uns interessiert hier im Blick auf die Vorgeschichte unseres Zoologischen Gartens, daß schon frühzeitig auch ausländische Raubtiere, besonders Löwen, am Dresdner Hofe dauernd gehalten wurden. Sie waren oft Geschenke ausländischer Herrscher, während Kursachsen die edlen Jagdfalken aus der Sächsischen Schweiz (damals das Meißner Hochland genannt) als fürstliche Geschenke vergab. Die Löwen dienten nicht nur der Schaulust der Fürsten und des Hofes, sondern sie wurden zuweilen, wie bereits erwähnt, beim Kampfjagen verwendet, so im Jahre 1558 unter Kurfürst August. Für diese seine Löwen ließ derselbe Kurfürst durch ein Reskript vom 8. April 1554 an den Brückenmeister Melchior Trost in Dresden auf der Elbbrücke (!) ein besonderes Löwenhaus erbauen,

gleichzeitig mit dem Torhaus, dessen „Schönes Tor“ zu seiner Zeit berühmt war. Ich glaube allerdings, daß es für die wärmegewohnten Tropicantiere im Löwenhaus „mitten auf der Dresdner Bruck“ etwas sehr kalt, feucht und zugig gewesen sein wird, denn Heizungen im modernen Sinne hatte man damals noch nicht. Im Jahre 1612 kamen die Löwen in einen nunmehr das „Löwenhaus“ genannten niedrigen Turm. Dieser war viereckig, oben mit einem Knopf versehen und lag in der Schössergasse zwischen dem an der Ecke der Sporengasse gelegenen Rüstkammergebäude und dem nach der ehemaligen Reitbahn auf der Augustusstraße führenden Eingangstor. Uns sind sogar noch die Namen einiger der damaligen Löwenwärter bekannt, z. B. eines Fleischers namens Matthes Freund. Im Jahre 1722 wurden die Löwen in die Neustadt, das frühere Altendresden, in den umfangreichen „Jägerhof“ übergeführt. Ein Plan um 1750 zeigt uns das hufeisenförmige Löwenhaus, enthaltend die Affenstube (für also damals auch schon vorhandene Affen), die Tiger- und Löwenfänge und die Wohnung für den Löwenwärter. Dazu einen „Platz zum Löwenhaus“ und den benachbarten „Bären-Garten“, denn auch Bärenzwinger und ein Bärenwärter waren vorhanden. Im Oktober 1834 wurde der erwähnte Löwenhausturm mit einem dabei befindlichen Altan nebst einem an die Rüstkammer grenzenden Schuppen abgetragen und daselbst ein Stall erbaut. Ein Rest des alten Jägerhofes ist das schöne Gebäude im Renaissancestil mit den drei Wendeltreppen, in dem sich das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst befindet.

Erste Afrika-Expedition

Es sei auch darauf hingewiesen, daß vor 230 Jahren, nämlich von 1731 bis 1733, von Sachsen aus eine besondere Tierfangexpedition nach Afrika zur Erlangung seltener Tiere und Pflanzen gesandt worden ist. August der Starke hatte unter der Leitung des Arztes und späteren Professors der Pathologie und Therapie Dr. Hebenstreit in Leipzig eine Anzahl Gelehrter nach Afrika gesandt, um die Völkerkunde und die Naturwissenschaft zu fördern. August der Starke, der am 1. Februar 1733 in Warschau starb, hat die Rückkunft der Expedition im September 1733 nicht mehr erlebt. Die mitgebrachten Tiere waren für die damalige Zeit unter Berücksichtigung der schwierigen Transportverhältnisse noch größere und besonders bewunderte Seltenheiten als heute. Es waren: eine Löwin, ein Tiger, ein afrikanischer Wolf, ein afrikanischer bunter Esel, ein afrikanischer Fuchs, ein guinesisches Schaf, sechs berberische Schafe, mehrere Affen, zwei Stachelschweine, sieben Strauße und mancherlei Geier, Adler und andere afrikanische Vögel. Eine solche wissenschaftliche Tierexpedition hatte es bis dahin in Sachsen und vielleicht auch in Deutschland noch nicht gegeben. Doch kommen wir noch einmal auf unsere Löwen zurück.

Löwe als Wappentier

In der Heraldik hat bekanntlich der meist „aufrecht zum Kampfe stehende“ Löwe als Wappentier stets eine große Rolle gespielt. So ist er auch in den Stadtwappen von Meißen, Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Freiberg und anderen Städten und Geschlechtern zu finden. Als Schildhalter stehen zwei Löwen beiderseits neben dem sächsischen Staatswappen, wie dieses beispielsweise im Giebel des ehemaligen Landtagsgebäudes gegenüber dem Georgentor zu sehen ist. Auch im Stadtbild von Dresden sind Löwen als Skulpturen zu sehen. Zwei steinerne Löwen von Christian Gottlob Kühn ruhen friedlich am Südausgang der Querallee des Großen Gartens nach der Tiergartenstraße. Sie bewachten früher die Freitreppe der Brühlschen Terrasse, bevor die herrlichen Gruppen der vier Tageszeiten von Professor Johannes Schilling dort aufgestellt wurden. Zwei weitere Löwen liegen vor dem „Marcolinipalais“, dem jetzigen Krankenhaus Friedrichstadt, in der Friedrichstraße. Auch über der Löwenapotheke, der früheren Vogelapotheke am Altmarkt, war ein goldener Löwe. Zwei gewaltige, eiserne Löwen, deren Sockel noch vorhanden sind, bewachten die Eingänge zu den Grenadierkasernen in der Neustadt. Sie wurden wohl im zweiten Weltkrieg eingeschmolzen. Die alten Dresdner werden aber wohl mehr das „Löwenbräu“ in der Moritzstraße und in der Königsbrücker Straße in Erinnerung haben, das den Löwen im Wappen führte. Schließlich kehren wir wieder zu unserem 100jährigen Geburtstagskinde zurück und finden im Zoologischen Garten außer den lebenden Artgenossen auch wundervolle, lebenswahre Plastiken von Löwen als Nachfolger der oben erwähnten kursächsischen Kampf Löwen vor 400 Jahren.